Der
Hexe Töchterlein.

Roman in drei Bänden

von

Moriz Gans.

Erster Band.

Wien und Leipzig 1854.
Josef Stöckholzer v. Hirschfeld'sche Verlagshandlung.
(Stadt, Dorotheergasse Nr. 1108.)

Gedruckt bei Josef Stöckholzer v. Hirschfeld.

Der Hexe Töchterlein.

Erster Band.

Erstes Kapitel

Therese.

Bald leichenblaß, bald glühendroth, heftig zitternd wie in Fieberfrost, mit einem Blicke, der scheu und unstät, wie die Gemse, wenn das Echo des Jägers Schuß von Fels zu Felsen trägt, stürzt ein hohes, blondes Mädchen in ihr Gemach. Von ihrer sanften, holden Miene kann selbst der qualvollste Seelenschmerz nicht den Schmelz der Anmuth streifen, wie der Sturm den Bach nicht trüben kann, der zwischen Blumenbeeten sich schlängelnd, nur geschaffen scheint, das Bild des Himmels und der Sterne in sich aufzunehmen.

Mit der Hast, mit welcher ein Verfolgter nach dem letzten Rettungsmittel greift, riegelt sie die Thüre zu, sinkt auf ihren Betschemmel vor einem Mutter-

gottesbilde hin, faltete krampfhaft die zarten, weißen Hände, und mit einer Heftigkeit, als peitschte Fieberhitze sie von den Lippen, strömten die Worte, halberstickt von der Aufregung, aus ihrem Munde:

Mein Gott, mein Gott! hast Du's gehört, wie ich, und schweigst? Weißt Du's, wie ich, und Deine Himmel brechen nicht zusammen; Deine Erde thut sich nicht auf, um sie zu verschlingen; Deine Donner, Deine Blitze ruhen — Mein Gott! vergib! ich kann nicht beten; der Haß in meiner Seele legt mir Flüche statt Worte des Gebetes auf die Lippen — Mein Gott! vernichte die Natur, die solch ein Weib schuf; vergifte die Luft, die sie athmet; zertrümmere die Sonne, die ihr Licht gibt! — Mein Gott! verhießest Du nicht, die Waisen zu schützen und zu rächen — Wann denn, mein Gott! wenn nicht jetzt, jetzt! — Zürne mir nicht, Herr des Himmels! hörst Du mein Racheflehen und siehst Du mir ins Herz, sieh mein Leiden, nicht meinen Haß. — Mein Leiden sieh und räche mich, nicht meinen Haß; es soll Dein Blick seine Nacht nicht lichten, damit ich nicht Mitleid fühle, wenn Du kommst, als Rächer, Herr! — Aber komme,

komm', mich zu rächen, Herr, damit die Verzweiflung mir nicht meinen Glauben raube!

Das Mädchen schien zu schwach für die Last ihres Schmerzes; wie gebrochen ließ sie das schöne Haupt auf ihre gefalteten Hände sinken und ein Strom von Thränen brach aus ihren, bisher trocken heißen Augen; er wirkte wohlthätig, wie milder Regen nach dem verzehrenden Sonnenstrahl der Wüste. In Thränen spricht Gott dem wehzerwühlten Herzen des Menschen Trost zu; in den Thränen gibt er der Seele des Menschen neue Kraft, wie der Blume frischen Duft im Thau; durch Thränen läutert Gott des Menschen Glauben von den Schlacken des Zweifels, wie Gold durch Feuer geläutert wird.

Auch Therese — so hieß das Mädchen — fühlte ihre gebrochene Seele sich aufrichten, ihre Kraft sich verjüngern; die Verzweiflung zog die eisigen Klauen von ihrem Herzen ab.

Sie erhob das schöne Haupt und richtete den frommen Blick auf das Muttergottesbild. Ihre Hände blieben gefaltet; ihre fast durchsichtigen, blassen Züge verklärten sich immer mehr; eine leichte, träumerische Röthe hauchte jetzt über ihre Wangen hin; — ein

Lächeln, das nicht der Erde angehörte, spielte um ihren Mund, — aber die Lippen blieben stumm; sie betete ein lautloses Gebet, wie die Blumen auf dem Felde, und ihre ganze Seele war in diesem Gebete aufgelöst; — man hätte unglücklich sein mögen, wie sie, um die Seligkeit eines solchen Gebetes empfinden zu können.

Eine Viertelstunde mochte Therese in diesem Zustande der Verzückung geblieben sein; ihre Seele schien nicht rückkehren zu wollen aus den erhabenen Regionen, in welche sie sich aufgeschwungen, schien die Gefilde der Seligen nicht vertauschen zu wollen mit dem Jammer der Erde.

Da klopfte es draußen leise an die Thüre des Gemaches; Therese hörte es nicht. Es klopfte wieder und abermals und immer stärker; Therese hörte nicht; all ihr Fühlen schien sich in ihrem Gebete aufgelöst zu haben; wie Niobe in ihrem Schmerze, schien sie in ihrer Seligkeit versteinert worden zu sein.

Fräulein Theres! rief es leise an der Thüre; Fräulein Theres!

Therese zuckte zusammen bei dem Tone dieser Stimme; sie kam zu sich, wie eine Nachtwandlerin

bei dem Anrufen ihres Namens, und mit beiden Händen strich sie sich über das Antlitz, als erwachte sie aus einem Traume.

Fräulein Theres! rief es draußen noch einmal ängstlich-ungeduldig.

Ich komme! antwortete nach einem schweren Seufzer laut die Gerufene, erhob sich dann langsam von ihrem Betschemmel, wankte der Thüre zu und öffnete.

Ein junges, niedliches Mädchen trat ein, das dem Volke anzugehören schien; in ihren kindlichen Zügen rang die angeborene Munterkeit mit einer gewissen Schwermuth, welche der Ausdruck eines tiefen Mitgefühls schien, das sie für die Leiden Anderer empfand.

Aber mein Gott! Fräulein — sprach das eintretende Mädchen, indem es vorsichtig rasch die Thüre hinter sich schloß, mit banger, aber leiser Stimme — mein Gott! was ist Ihnen denn wieder zugestoßen? wie sehen Sie aus?

Das Mädchen hatte recht, so zu fragen. Ueber das Gesicht Theresens war eine Todesbläße ausgegossen; ihr schönes Auge war ohne Glanz; der Aus-

druck ihrer Züge schien leblos, erstarrt; — es lag Ruhe auf ihrem Antlitze, aber es war die Ruhe einer Leiche.

Später, — später, gute Marie! stotterte Therese, kraftlos auf einen Sessel zurücksinkend. — Später!

Um's Himmelswillen! sind Sie unwohl, soll ich Hilfe rufen? rief in lauter Angst das Mädchen.

Hilfe? — hauchte Therese, — ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen, und mit der Hand strich sie sich über die Stirne, als wollte sie eine Ohnmacht oder eine furchtbare Erinnerung verscheuchen. — Hilfe — willst Du? sprach sie weiter — Du vergißt wohl wo wir sind. — Wenn Du etwas für mich verlangen willst, — verlange — Gift, das wird man — Dir — geben.

Mit diesen Worten sank sie in Ohnmacht.

Marie mochte es wohl einsehen, daß es nicht gut sei, Lärm zu machen, und rasch gefaßt, ergriff sie eine kleine Blumenvase, die auf dem Tische stand, warf die Blumen hinaus und netzte mit dem Wasser die kalte Stirn der Ohnmächtigen.

Therese kam zu sich, schlug die Augen auf und blickte dem zitternden Mädchen starr in's Gesicht.

Nach und nach kehrte aber ihr Bewußtsein völlig wieder; ein leichtes Roth überflog ihre Wangen, ihre Lippen lächelten wieder.

Findest Du mich schwach, mein gutes Mädchen? frug sie mit matter Stimme — ja, es war mehr als ich ertragen konnte — es war zu viel —

Aber was denn, was, um Gotteswillen! so erzählen Sie mir doch, was ist geschehen?

Nicht jetzt, meine gute Marie — nicht jetzt — ich bin zu schwach dazu — sprich, was bringst Du mir denn?

Es ist wieder ein Liebesbrief der Mutter.

Ach, nenne doch das Weib nicht Mutter! unterbrach, sie Therese, heftig erzitternd, während das dunkle Roth des Zornes über ihre Wangen hinschoß — was kümmert mich des Vaters Weib!

Verzeihen Sie, theures Fräulein, daß meine Zunge wieder strauchelte. Ich zittere jetzt vor Schrecken wegen Ihrer plötzlichen Ohnmacht. Zürnen Sie mir nicht, theures Fräulein.

Warum sollte ich Dir zürnen? meine gute Marie, meine einzige Freundin! — erwiederte Therese, indem sie zärtlich die Hand des Mädchens ergriff. Du bist

es doch gewiß nicht, Die mir weh thun will; — und kannst nicht dafür, daß ich es wie einen Naternbiß empfinde, wenn man das Weib mir Mutter nennt — also ein Brief von ihr?

Ja, an den Grafen. — Hier ist er; — ich hab' ihn schon geöffnet.

Therese nahm den Brief der Stiefmutter an den Grafen und las.

Es ist nichts, sagte Sie, als ein einfaches Stelldichein für die dritte Stunde des Nachmittags. — Gib ihn ab; — Mit einem Seufzer setzte sie hinzu: Der arme Vater!

Aber, gutes Fräulein, wenn Sie ihn bedauern warum entdecken Sie ihm denn nicht endlich das Treiben seiner Frau? Sie könnten ja dabei die böse Feindin mit Einem Streiche vernichten.

Nein, nein, gute Marie! Du weißt, wie ich hierüber denke. Der Vater liebt das Weib zu sehr; es würde ihm das Herz brechen, wenn er erführe, wie er hintergangen wird, und ich will keinen Vatermord auf meine Seele laden.

Ja, das ist Alles recht schön; aber, wie wird die Sache enden? Sie schonen Jeden, — Sie schont Nie-

mand! sprach das Mädchen, sich ereifernd, denn manchmal riß ihr die Geduld, und gar oft konnte sie es in ihrer Einfachheit nicht begreifen, wie man sich von einer Feindin so viel gefallen lassen kann, wenn man die Möglichkeit in der Hand hat, sie zu vernichten. Die boshafte Italienerin wird immer neue Qualen für Sie ersinnen; — fuhr sie fort — je mehr Zeit Sie ihr lassen, desto stärker wird sie, desto schwächer werden Sie. Wer Sie vor einem Jahre gekannt hat wird Sie heute nicht wieder erkennen; das blühende Fräulein, das immer sang, bei dessen Anblick Einem das Herz im Leibe lachte, ist ein blasses Mädchen geworden, das immer weint, und es möchte Einem das Herz brechen, wenn man's ansieht. — Ich sage Ihnen, theures Fräulein, machen Sie der Sache ein Ende; es wird nicht gut ausgehen, Sie werden's sehen. Die listige Italienerin heckt immer neue Pläne aus — was haben Sie denn heute wieder erfahren?

Marie that diese Frage mit der möglichst größten Unbefangenheit. Ihre warme Theilnahme und auch etwas, wohl verzeihliche, weibliche Neugierde ließen sie nicht ruhen; sie hätte so gerne gewußt, was Therese wieder erfahren; aber sie mochte nicht noch

einmal so unumwunden fragen, und dachte es gar schlau anzustellen, wenn sie Therese mit der Frage überraschte.

Therse merkte die kleine List und lächelte:

Du hast von der schlauen Italienerin doch schon etwas gelernt, meine gute Marie; glaubst mit Deiner Frage mich zu überraschen — gedulde Dich; Du weißt, ich sage Dir Alles, Du bist doch das einzige treue Herz, an das ich mich lehnen, an dem ich mich ausweinen kann — sollst Alles erfahren, — aber nichts jetzt. Eile, den Brief abzugeben; Du weiltest ohnehin schon zu lange bei mir. Deine Säumniß könnte bei der Italienerin Verdacht erregen. Auch muß ich wieder an meine armen Brüder schreiben. Ich will sie noch einmal vor dem Abgrunde warnen, dem sie zugeführt werden. Ich habe gestern gehört, daß der Kaufmann Hammer nach Wien geht; Du wirst ihn bitten müssen, den Brief mitzunehmen, und ihn persönlich meinen Brüdern zu übergeben. Meine bisherigen Briefe scheinen mir alle in unrechte Hände gerathen und unterschlagen worden zu sein.

Bei den ersten Worten Theresens überflog eine dunkle Röthe Mariens Wangen; sie schämte sich The-

resen gegenüber, die ihr mehr Freundin als Herrin war, auch nur einen Augenblick lang, und selbst auf die unschuldigste Weise nicht in vollem Maße aufrichtig gewesen zu sein; sie senkte die Augenlider, und als Therese sie, wie immer, mit einem Kuß auf die Stirne entließ, da brach sie in lautes Weinen aus und lief aus dem Zimmer.

Es war gewiß nicht jenes unbedeutende Vergehen, das sie sich vorzuwerfen hatte, was ihr Thränen erpreßte, aber diese Kleinigkeit hatte eben noch gefehlt um ihr ohnehin volles Herz überfließen zu machen.

Gutes Kind! sagte Therese — ihr nachsehend — nur der Schatten meines Unglücks fällt auf sie, und wie schwer sie's trägt! — Dich, Arme, hat auch nicht Dein Glücksstern in dieses Haus geführt!

Mit diesen Worten ergriff sie eine Feder und schrieb:

„Vielgeliebte Brüder! Schon sehr oft habe ich Euch geschrieben; nie habt Ihr mir geantwortet. Entweder habt ihr Eurer Schwester, die Euch so treu gehegt und gepflegt, die Euch so innig liebt, — entweder habt Ihr ihrer schon vergessen, oder Ihr erhieltet meine Briefe nicht; man wußte sie zu unterschlagen.

Ich will das Letztere glauben; will es glauben zu Eurer Ehre, und weil ich die Tücke des Weibes kenne, das die Welt unsere Stiefmutter nennt.

Diesen Brief werdet Ihr gewiß bekommen, er geht durch sichere Hand. Um Gottes willen! höret auf meine Worte; es ist die mahnende Stimme Eures Schutzgeistes, die aus mir spricht. —

Ich weiß nicht, wie es Euch geht, was Ihr machet. Ich kenne nur die Nachrichten, welche dem Vater zukommen, und ich bin überzeugt, daß diese lügenhaft sind. Aber ich weiß, was man hier mit Euch vorhat — Es ist ein Plan, für den ich keine Bezeichnung finde, teuflisch ist matt, — Teufel sind spielende Kinder im Vergleich mit diesem Weibe, das jetzt über uns herrscht. —

Mir zittert die Hand, indem ich Euch diese Zeilen schreibe; meine Wangen brennen vor Scham; — ich weiß nicht, wie ich Euch sagen soll, was ich weiß — aber die Thränen, die meine Buchstaben verlöschen, mögen Zeuge sein, daß ich die Wahrheit rede!

Die Stiefmutter und des Vaters Sekretär, der Krummbein, haben sich verschworen gegen Euch. Man will Euch zu Grunde richten! man will Euch in böse

Gesellschaften führen; dort soll der letzte Funke Eures bessern Gefühles getödtet werden. Wenn Ihr dann anheimgefallen seid allen bösen Leidenschaften, wenn Ihr verdorben seid an Leib und Seele; — wenn Ihr den Abschen der Welt auf Euch geladen, wenn Ihr losgerissen seid von Gott und Allem, was schön und edel, dann wird man den Vater zu bewegen wissen, daß er Euch von sich stößt, daß er Euch verflucht, daß er Euch — enterbt! das ist's, wohin die List der Schlange zielt. Sie will das ganze Vermögen des Vaters an sich reißen, und da sie fühlt, daß ihr dies nicht gelingen würde, so lange er Euch liebt, — will sie Euch von seinem Herzen trennen. — Es ist ein furchtbarer Abgrund, dem man Euch lächelnd und mit Rosenfesseln zuführt; es ist ein Gift, das man Euch bereitet, wie noch keine Hexe eins gekocht — Ich beschwöre Euch bei dem Grabe unserer Mutter! zerreißet das Netz, das man über Euch ausgeworfen; weiset jede Versuchung zurück, und wenn sie Euch noch so lockend erscheint —

Aber wozu Worte der Ermahnung? Leset noch einmal, was ich Euch schrieb und wenn Euch das entsetzliche Bild Euerer Zukunft nicht Warnung genug ist,

wenn das Euch nicht Kraft zum Widerstande gibt, so werden es meine Worte noch weniger vermögen. — Doch ihr seid gut, fromm und klug; Ihr werdet nicht Schmach laden auf das Grab der Mutter, werdet nicht Schande bringen über das Haupt des Vaters, nicht unsägliches Elend über Euch selber.

Was ich noch zu sagen habe ist, daß Ihr diesen Brief geheim haltet. Lasset ja nicht merken, daß Ihr wißt, was man gegen Euch vorhat, auch verklaget die Stiefmutter bei dem Vater nicht; er würde Euch so wenig glauben, wie mir, und beweisen können wir nichts... Dulden und den Streichen ausweichen, die man gegen uns führt, ist das Einzige, was wir vor der Hand thun können; die Zeit bringt vielleicht bessern Rath. Bis dahin seid arbeitsam, und betet zu Gott um Kraft, und haltet das Andenken der Mutter heilig, damit sie für uns bete am Throne des Allmächtigen.

Lebet wohl! Euere für Euch wachende Schwester

Therese."

Therese überlas den Brief, und die Stirne, welche während des Schreibens sich in grollende Falten gelegt hatte, glättete sich jetzt; der finstere Ausdruck

ihrer Züge wich einem ruhigen Ernste; sie war zufrieden mit dem, was sie geschrieben; sie hoffte, die Wirkung nicht verfehlt zu haben. . . Hat sie nicht tausendmal tiefer empfunden die Worte, als sie jene empfinden werden, an die sie gerichtet?... Hat sie in die andere Schale der Wage die Macht der Versuchung gelegt, ehe sie geurtheilt?

Theresen mochten sich wohl auch ähnliche Gedanken aufgedrängt haben, denn als sie den Brief gefaltet und versiegelt hatte, kniete sie wieder vor das Muttergottesbild hi".

Heilige Mutter Gottes! gib meinen Worten Zauberkraft, damit sie nicht übertönt werden von der lockenden Stimme der Versuchung... Gebenedeite Jungfrau! bitt für uns!

Therese erhob sich jetzt, um Marien aufzusuchen, die den Brief an den Kaufmann Hammer überbringen sollte.

Als sie die Thüre ihres Zimmers öffnete und hinaustrat, wankte sie plötzlich, wie betäubt, zurück.

Ein leiser, erstickter Schrei rang sich aus ihrer Brust. Ihr gegenüber stand die — Stiefmutter!

Zweites Kapitel.

Der Friedensversuch.

Sie standen sich gegenüber, Therese und Camilla, das liebevolle Mädchen und die lieblose Stiefmutter!

Beide Meisterwerke der Natur an Schönheit und an Anmuth — und doch welch' ein Gegensatz in ihrem Wesen!

Therese schön wie die Tugend, erhaben und erhebend; schön wie das Tageslicht, wohlthuend, edel, Lust des Lebens gießend in die Menschenbrust.

Camilla schön, wie die Sünde in ihrer verführerischesten Erscheinung, blendend und betäubend, ein Meer von Wonnen, aber auch eine Welt von Qualen bietend; schön wie duftige Mondnacht des Südens, üppig, zum Genuß einladend.

An Theresens Brust stilles Glück der Liebe,

Ruhe, Befriedigung; an Camilla's Seite das wüste Heer der Leidenschaften, ewig ungestillte Gier, nie rastendes Verlangen.

Therese ein schlankes, zartes Mädchen, in ihren Zügen die Würde der Jungfrau gepaart mit der Lieblichkeit des Kindes; alle Reize noch in halbwachem Schlummer; ihre Bewegung, das Schaukeln der Lilie. Camilla eine hohe, volle Gestalt, schwarze Locken wiegend auf dem Alabasternacken, über ihr ganzes Wesen liegt die Majestät der Vollendung ausgegossen, — ihre Bewegung das Wogen eines Blumengartens... Die wollüstige Pracht der Erscheinung würde erdrückend gewesen sein, wenn sie der süßeste Zauber nicht mildert, der je einem blauen Augenpaar entstrahlte.

So standen sie sich gegenüber; Therese betäubt, überwältigt und bebend, wie der Vogel, der in den Zauberkreis des Auges der Klapperschlange gerathen; — Camilla lächelnd, voll Ruhe der Ueberlegenheit und mit durchbohrendem Blicke ihr Opfer treffend, als prüfte sie, wie viel es wohl noch Kraft zum Widerstande habe.

So standen Sie einen Augenblick lang sich lautlos gegenüber; bald jedoch ermannten sich Beide; The-

rese gewann wieder Muth und Fassung, in Camilla's Auge trat an die Stelle der lauernden Bosheit ein Ausdruck von zärtlicher Theilnahme.

Sie kamen heute nicht zum Morgenbesuche, liebe Tochter! begann endlich Camilla, die unheimliche Stille brechend.

Ich fühlte mich unwohl! erwiederte Therese mit einer Stimme, die nach Festigkeit rang.

Befinden sie sich jetzt besser, liebe Tochter? frug Camilla, immer zärtlicher, weiter.

Vorhin befand ich mich besser; jetzt fühle ich mich schlimmer! erwiederte Therese nicht ohne Bitterkeit.

Camilla aber that, als merkte sie diesen Ausfall nicht.

Soll' ich für ärztliche Hilfe sorgen, meine gute Theres'?

Meinen Dank für Ihre Gnade, hochedle Frau! entgegnete Therese mit scharfer Betonung und sich verbeugend, wie vor einer strengen Gebieterin, so daß die Absicht, jede zärtlichere Begegnung zurückzuweisen, selbst ein weit minder scharfes Auge, als das Camilla's, kaum verkennen konnte.

Wie schneidend kalt! wie schneidend kalt, Therese! erwiederte deshalb auch Camilla in dem Tone der gekränkten Liebe. — Es tröstet mich der Gedanke, daß diese eisige Kälte Folge ihres Unwohlseins und nicht Ausdruck Ihrer Gefühle ist für mich, die ich Sie doch liebe, wie meine Tochter... Doch was sehe ich? schwarz gekleidet? Und auch kein einziges, farbiges Bändchen, das die Trauer mildert? — Wie kommt das, liebe Tochter? Sie haben ja die Trauer um die Mutter schon lange abgelegt?

Unrecht genug! antwortete seufzend Therese, — ihr ganzes Leben lang sollt' eine Tochter trauern um die Mutter!... Der Grund aber, daß auch nicht Ein farbiges Bändchen die Trauer meines Kleides mildert, ist, weil in meinem Herzen auch nicht Ein Funke von Lebenslust glimmt, weil nicht Ein Strahl der Hoffnung die Nacht des Kummers in meiner Seele mildert. — Und doch ist's auch nicht die Mutter, die ich betrauere.

Wie? nicht die Mutter? sprach erstaunt Camilla — wer denn?

Wer denn? wer denn? rief jetzt Therese mit hervorbrechendem Gefühle; sie konnte der überwältigenden

Regung ihres Herzens nicht mehr Meister werden. O gnädige Frau! es schwinde die Verstellung zwischen uns! Es weiche der tückische Haß aus unserer Seele! Hier sehen Sie mich auf meinen Knien, zu Ihren Füßen im Staube liegen; die gefalteten Hände erheb' ich zu Ihnen, wie zu meinem Gotte: Gnade! Gnade meinen Brüdern, die Sie mir geraubt, gemordet — Ja, ich sehe sie, wie sie ohnmächtig liegen in den Fesseln wohlangelegter Tücke: wie die Verführung, gleich Vampiren, diebisch ihr bestes Blut aus ihren Herzen saugt, während sie mit gestohlenem Engelsfittig ihnen die süßesten der Träume zuweht; ich sehe sie lächeln und verbluten! — O geben Sie mir meine Brüder, mir meine Brüder wieder, gnädige Frau — Doch nein, nein! gnädige Frau; ich will Sie süße Mutter nennen; will Sie lieben, wie noch nie ein Kind geliebt; es lebe kein Gedanke in meiner Seele, der nicht voll Liebe ist für Sie; — nur meine Brüder geben Sie mir wieder! — Sprechen Sie nicht, sprechen Sie nicht, Mutter! Sie könnten läugnen und ich weiß doch Alles! — dort im Garten unten saß ich unterm Schirm der Laube, da hörte ich Sie den Plan mit Krummbein schmieden. Verführung soll der

Kinder Tugend morden, und mit den guten Engeln soll das Herz des Vaters von ihnen weichen — Schändend dann und geschändet werden sie versto= ßen, — das schöne Erbe fällt dann Ihnen heim — O! fürchten Sie die Hand des ewigen Richters nicht? — Sehen Sie, Mutter, ich will entsagen mei= nem Erbe; es ist ein schönes Stück, das mir die gute Mutter ließ — Sie wissen's wohl; bin eins der reichsten Mädchen im Lande — doch Alles will ich Ihnen überlassen, nur haben Sie Erbarmen mit den Kindern — Auf dem Sterbebette band die Mutter Sie mir auf die Seele; beschwor mit ihrem letzten Athemzuge mich, für sie zu sorgen, über sie zu wachen — O was werd' ich sagen, frägt sie mich einst vor Gottes Throngericht: Wie sorgtest Du für meine armen Wai= sen? O Mutter, Mutter; ich fühle Wahnsinn mir im Hirne brennen — Haben Sie Erbarmen!

Camilla stand einen Augenblick lang tief erschüt= tert da, als sich Therese zu ihren Füßen geworfen hatte. Die Gewalt der Leidenschaft des Mädchens drohte sie zu überwältigen, — die Erfahrung, daß Therese von ihrem Plane wisse, machte sie betroffen; — die Thränen der schönen Waise weckten Regungen der

Weiblichkeit in ihrer Seele; ... tiefes Mitgefühl sprach sich in ihren Mienen aus; da zuckte es plötzlich durch ihre Züge, es schien ein feindlicher Gedanke in ihrer Seele aufgetaucht zu sein; auf ihr Antlitz lagerte sich marmorne Ruhe und sie versuchte es, sich Theresens Armen zu entwinden, die krampfhaft ihre Kniee umklammert hatte.

Therese brach ... als sie geendigt hatte, abgespannt von der heftigen Aufregung zusammen; ihr Haupt sank in den Schooß Camilla's, als erwartete sie den Segen der Gnade oder den Streich des Henkers.

Camilla benützte den Augenblick der Ermattung Theresens, entzog sich durch eine Bewegung rasch ihrer Umarmung, trat einen Schritt zurück, und sprach dann mit dem Tone gekränkter Tugend:

Mein Fräulein! stehen Sie auf; ich weiß nicht, was Sie wollen und was das Deklamiren soll! Sie fordern Ihre Brüder von mir, von mir, die ich nicht schalte über sie. — Gehen Sie zum Vater, der sie weggeschickt hat, damit die Fremde sie erziehen und ihre Sitten bessern möge. — Was Sie mir übrigens von Plänen der Verführung und der Habsucht spre-

chen, kann ich das ganze Zeug nur elende Verleumdung und schnöde Ausgeburt Ihrer Bosheit nennen, die mir längst bekannt. Mich wundert nur, daß Sie sich mit solchen gräßlichen Erfindungen an mich wenden, die ich doch Werth und Ziel derselben kenne; — Sie sollten sie dort anzubringen suchen, wo sie Glauben fänden, — und die Welt glaubt viel, wenn man von der Grausamkeit einer Stiefmutter spricht!

Therese hatte sich bereits bei den ersten Worten Camilla's erhoben; schon der Ton ihrer Stimme ließ das Mädchen erkennen, daß sie nichts hoffen dürfe, aber es schmetterte dies sie nicht nieder; im Gegentheil, die furchtbare Gewißheit schien ihren Muth zu erhöhen, ihre Kraft zu stählen.

Im weiblichen Gemüthe stehen Ursachen und Wirkungen oft in gar wunderbarem Verhältnisse zu einander. Die Frauen-Seele, die kleinen Unfällen schnell erliegt, erträgt oft mit unbeugsamer Kraft die härtesten Schläge des Geschickes, und entwickelt in entscheidenden Augenblicken gewöhnlich den männlichsten Muth, die bewunderungswürdigste Geistesgegenwart.

Als Camilla von „elender Verläumdung", von „schnöden Erfindungen der Bosheit" sprach, da erbebte

Therese wohl bis in die tiefste Tiefe ihrer Seele; aber auch diese Schmähung trug zu ihrer Ernüchterung bei, sie erlangte das volle Bewußtsein ihrer Lage, sie erkannte wieder, wem sie gegenüberstehe, und ihr ganzes Wesen ward wie umgewandelt; die verzagte, jammernde Jungfrau wurde zum entschlossenen, kampfmuthigen Weibe.

Festen Schrittes trat sie demnach jetzt hart an die stolze Frau heran, erfaßte sie am Arme, blickte ihr scharf ins Auge und sprach mit sicherer, obwohl vorsichtig gedämpfter Stimme:

Madame! Ich habe Stolz und Haß aus der Brust gerissen, ich demüthigte mich vor Ihnen, hier im Staube lag ich, unter Thränen flehend, auf den Knien; ich dachte, es müsse doch noch Ein Funke edler Weiblichkeit in Ihrem Herzen wohnen, es könnte doch keine Seele ganz der Hölle angehören; — ich war eine Thörin! ich hielt Sie für besser, als Sie sind, ich werde nicht mehr bitten! Nun Einen Namen will ich noch nennen, vielleicht wirkt der, wo Thränen und Flehen nicht gewirkt.

Und der Name lautet? fragte Camilla gleichgiltig.

Graf Arthur! entgegnete Therese, indem ihre Blicke in den Zügen Camilla's scharf nach dem Eindrucke forschten, den, wie sie meinte, diese zwei Worte hervorbringen mußten.

Aber sie forschte vergebens. Die Züge Camilla's behielten die beinahe starre Ruhe und ihre Antwort war ein kaltes, unbefangenes: Nun? was weiter?

Diese gleichgiltige Frage hatte Therese nicht erwartet, und betroffen schwieg sie einen Augenblick lang. Bald aber faßte sie sich wieder, heftete den Blick noch fester auf die Feindin und sprach mit scharfer Betonung:

Ich könnte Geschichtchen erzählen von dem Namen, die Sie gewiß, aber noch mehr dem Vater interessiren dürften.

Also eine neue Prinzessin aus „Tausend und Einer Nacht?" erwiederte höhnisch Camilla — nun, dann rathe ich Ihnen, mein gutes Kind, nur recht Acht zu geben, daß die Geschichten ein gutes Ende nehmen, wenigstens für die Erzählerin! Adieu!

Nach diesen Worten rauschte sie unter schallendem Lachen aus dem Saale.

So möge Gott richten zwischen mir und Dir! rief ihr Therese zornglühend nach.

Ein höhnisches Gelächter antwortete ihr.

Die Thüre des Saales schloß sich hinter Camilla.

Drittes Kapitel.

Camilla.

An das Haus, welches die Personen bewohnten, von denen wir bisher erzählten, stieß ein großer, prächtiger Garten. Dichte Laubgänge durchschnitten ihn nach allen Seiten hin, und ihr grünes, säuselndes Blätterdach schützte nicht nur vor den Strahlen der Sonne, sondern auch vor den Blicken der Späher, welche die schöne Dame bei weitem mehr scheute, als erstere.

Hier sieht mich Gott und die Welt nicht! pflegte Camilla zu sagen, und hier war sie auch ganz anders als vor den Augen der Welt, oder besser gesagt, hier verschmähte sie es, anders zu sein, als sie eigentlich war; hier pflegte sie ihre Maske zu lüften.

In einem dieser blühenden, duftigen Gewölbe

finden wir jetzt Camilla wieder, und wir finden sie auch anders als oben, Theresen gegenüber; sie spielt nicht mehr die zärtliche Mutter, nicht mehr das Weib das sich keiner Schuld bewußt, nicht mehr die gekränkte Tugend.

In heftiger Gemüthsbewegung eilte sie vor, sie scheint von Gedanken getragen, die in ihrer Seele ringen; von ihren Wangen ist die rosige Glut gewichen, ihr Auge blickt finster und nachdenkend, ihre Stirne ist umwölkt.

Einige Minuten lang schritt sie so schweigsam dahin, plötzlich aber blieb sie stehen, richtete sich hoch auf, und als wollte sie den Kampf ihrer Gefühle durch ein Machtwort entscheiden, brach sie dann in die Worte aus:

Nein, nein! Ich setze fort, was ich begonnen, und ginge die Welt dabei zu Grunde; Alles oder Nichts! ... Soll ich die eigenen Kinder durch fremde Brut berauben lassen? ... Bin ich deßhalb von des Adels stolzen Zinnen in's bürgerliche Thal herabgestiegen damit ich dieses Krämervolk vermehre?... Hab' ich meiner Jugend edle Traube an diesen bürgerlichen Stock gebunden, damit sie da verdorre, vergessen

werde, und nicht damit sie desto leichter in die Höhe klimme und sich bade im Sonnenlicht des Glückes? . . . Hab ich deßhalb den Spott der Ebenbürtigen verspottet, ihr hohngekränktes Lächeln kalt belächelt, hab' ich, die Gräfin Aldorini, dem reichen Krämer die Hand gereicht, damit mein Kind die Elle schwinge, statt des edlen Schwertes; damit ich eckle Raupen setze auf meines Namens ruhmgekrönten Stammbaum? . . . Bei Gott! nein! Die Aldorini's sollen wieder im alten Glanze strahlen, und raub' ich mir das Geld dazu aus eines Krämers Truhe! . . . Und sie, die beiden Burschen? . . . Ei, die gehen mit als Opfer! Hab ich doch mich selber nicht geschont, warum mit ihnen Mitleid fühlen? . . . Sie fallen mit mir um den hohen Preis! . . . Und Therese? . . . Rasch, die Natter zertreten, ehe sie Verderben bringt! . . .

Sie schwieg und ging nachdenkend weiter . . . So rasch wird's wohl doch nicht gehen — fuhr sie dann fort — die kleine Katze ist schlau und vorsichtig! . . .

Eine prächtige Rose hatte sich, wie neugierig, durch das grüne Gitter der Winden in den Blättergang gedrängt — Camilla bemerkte sie, brach sie mecha-

nisch ab und begann sie, in Gedanken versunken, zu entblättern . . .

Gift und Dolch? das ginge rasch! sprach sie jetzt leise, indem sie um sich blickte, ob wohl Niemand lausche — das ginge rasch, aber es könnte schlimm enden! . . . die Leute könnten es bald errathen, und dann geht mein ganzes schönes Gebäude in Trümmer. . . Hier fiel ihr Blick auf die Rose, die sie unbewußt zerstörte, — sie sah sie lange an, löste dann mit boshaftem Wohlgefallen noch ein Blatt los und sprach: Soll ich sie entblättern, wie diese, — vernichten nach und nach? — Ha! schrie sie jetzt auf, indem sie die Blume von sich warf — sie hat mich gestochen! . . . Sie wird mich wohl auch stechen — sie weiß Alles — aber sie wird nicht mehr schaden, als diese — fügte sie hinzu und stieß die Blume mit dem Fuße weg, — auf's Wort wird der Vater ihr nicht glauben und beweisen — kann sie nichts!

Jetzt ließ sich das Geräusch einer aufgehenden Thür vernehmen; Camilla erhob freudig erregt das nachdenkend gesenkte Haupt, eilte rasch vor in einen andern Laubgang, wo sie die kommende Person sehen konnte.

Es war Marie, die durch die Hinterthüre des Gartens kam.

Nun, meine liebe Marie, was bringst Du mir Gutes? redete Camilla wißbegierig das Mädchen an.

Der Graf wird sogleich hier sein! erwiederte Marie.

Gut, gut, mein Kind, nimm hier und stell' es auf Rechnung Deiner treuen Dienste — sprach Camilla, indem sie dem Mädchen eine schwer mit Gold gefüllte Börse in die Hand drückte. Jetzt eile auf Deinen Posten; wenn mein Gatte kommt, so thu' als suchtest Du den Diener und rufe laut den Namen Franz. Sei treu, mein Kind, ich will Dich belohnen wie eine Königin!

Bauen Sie auf mich, gnädige Frau! entgegnete Marie, mit dem ernstesten Gesichte von der Welt. Ich will eher sterben, als Sie verrathen.

Sie küßte der Frau die Hand und ging dem Hause zu. Im Weggehen hörte sie noch die hintere Gartenthüre öffnen. . . Der Graf war pünktlich!

Als Marie aus dem Garten in den Hausflur trat, begegnete ihr Therese:

Ich suchte Dich schon überall, liebe Marie. Ich

will Dich bitten, den Brief da für die Kinder zu dem Kaufmanne Hammer zu tragen. Bitte ihn recht schön in meinem Namen, daß er das Schreiben persönlich und in Abwesenheit ihres Hofmeisters den Kindern übergebe. Sage ihm, er würde mir durch die genaue Besorgung dieses Auftrages eine Wohlthat erweisen, für die ich ihm dankbar sein wollte, so lange ich lebe. Bitte ihn recht schön, hörst Du, liebe Marie? — Nun gehe! . . .

Ja, ich ginge wohl; wenn ich nur wüßt', wie ich's anfange, liebes Fräulein; — Ich soll ja da Wache halten; setzte sie mit komisch-kläglicher Miene hinzu — der Graf ist bei der Italienerin.

Ganz richtig; es ist ja drei Uhr . . . Aber gehe Du nur fort; ich bleibe hier an Deiner Stelle! erwiederte Therese.

Sie? Fräulein! fragte Marie verwundert. Sie wollen hier Wache halten, damit die Italienerin nicht unangenehm gestört werde?

Ja, ja! Mach' nur, daß Du fortkommst! Am Ende versäumst Du mir noch den Hammer.

Gut, gut, ich eile; — ich habe Befehl, wenn der Vater kommt, zu thun, als suchte ich den Diener, und „Franz" zu rufen. — Werden Sie wohl

rufen, wenn der Vater kommt? fragte Marie, in helles Lachen ausbrechend... Es kam ihr drollig vor, daß Therese die Wächterin der verbrecherischen Liebe Camilla's wird und Camilla d'rin vollkommen der Wachsamkeit und Treue ihrer Liebesbotin vertraut, während ihr ganzes Lebensglück, ihre ganze Zukunft in die Hand ihrer Todfeindin gegeben ist.

Therese hätte nur den Vater passiren lassen müssen, ohne den warnenden Namen zu rufen, und Camilla wäre überrascht, verloren gewesen.

Es war eine schwere Versuchung für das tief verletzte Mädchen!

Therese fühlte dies und war ernst; hingegen sah Marie im Geiste schon den Schrecken der ertappten, der verhaßten Italienerin, und konnte sich eines recht schadenfreudigen Lachens nicht erwehren.

Liebes, gutes Fräulein, werden Sie rufen, wenn der Vater kommt? wiederholte Marie ihre Frage, da sie Therese überhört zu haben schien; — sie nickte dabei recht nekisch mit dem Köpfchen, und in ihren Zügen strahlte jene kindische Heiterkeit, die gewisse Gesichter so gut kleidet und der Ausdruck jenes liebenswürdigen Muthwillens ist, mit dem man eine ge-

liebte Person frägt, ob sie wohl diese oder jene Freude haben wollte, während man eben dieselbe für sie schon in Bereitschaft hält.

Das weiß ich jetzt noch nicht, liebe Marie! erwiederte Therese mit jenem sanften Ausdruck in der Stimme, mit dem man auf die zarteste Weise jede weitere Frage über einen wichtigen Punkt ablehnt.

Nun, so geh' ich! entgegnete Marie leichtfertig. Sie werden wohl wissen, was Sie thun sollen. Ich an Ihrer Stelle, Fräulein, ich ließe die Italienerin in der Schlinge stecken...

Nach diesen Worten hüpfte Marie munter fort; blieb aber bald stehen und kehrte um.

Ich habe ganz vergessen, Ihnen zu sagen, liebes Fräulein, daß mir die Italienerin wieder Gold gegeben hat. Was fange ich denn damit an?

Behalte es doch, meine gute Marie, es ist das einzige Gute, was das Weib thut.

Behüte mich Gott in Gnaden! eher betteln gehen, als von so verdientem Golde leben! Es würde mir die Seele durchbrennen, wenn ich's eine Stunde lang behielte.

Gib mir's... So! Jetzt gehört das Gold mir, nicht wahr?

Ja, liebes Fräulein!

Nun, jetzt nimm es wieder; ich schenke es Dir, nicht die Italienerin!

Nein, nein, das thu' ich auch nicht! Ein freundlicher Blick von Ihnen ist schöner, und mir lieber als alles Gold... Für Ihre freundlichen Blicke kaufe ich mir das Himmelreich, für das Gold der Italienerin die Hölle. — Nein, nein, ich rühr' es nimmer an·

Meine gute, gute Marie; sprach Therese, tief gerührt das fromme Mädchen umarmend und auf die Stirne küssend, Dir wird auch Gotteslohn in reichem Maße werden.

Ich habe ihn schon, wenn Sie mir gut sind, theures Fräulein! Was aber thun wir nun mit dem Golde?

Dr erzählteſt mir gestern, daß der Zimmermann Heinrich von einem Dache, das er deckte, so unglücklich herabfiel, daß er todt liegen blieb?

Ja, ja, unterbrach sie Marie freudestrahlend, ich verstehe schon! Dieser Rath kommt aus Ihrer Seele, der frühere nicht. — Ich eile zu der unglück-

lichen Witwe, sie soll ihren fünf kleinen Kindern Brod kaufen für das Gold und beten Sie... Gottes Segen für den Rath.

Marie lief davon, wie ein Kind, das aus der Schule zum Spiele eilt... Therese blieb an der Gartenthüre — als Vorposten der Liebe Camillas zurück.

* * *

Im Garten drin ging es mittlerweile ebenfalls gemüthlich, wenn auch weit minder fromm zu.

Camilla war dem Geliebten mit der fessellosen Freude einer südlichen Natur entgegengeeilt. Ihre ganze Seele schien sich ihr in's Auge gedrängt zu haben, um den geliebten Mann zu sehen; ihr ganzes Leben schien in dem Kuß verglühen zu wollen, mit dem sie ihn begrüßte.

Graf Arthur von Erzfaly war ein hoher, kräftiger, schöner Mann; in seinem sonnverbrannten Gesichte lag jener anziehende Ausdruck von Offenheit und Ungebundenheitsliebe, der den Magyaren so eigenthümlich ist. Auf seiner hohen, stolzen Stirne war es deutlich zu lesen: „Magyarischer Magnat“ und

die beiden Enden des keck aufgedrehten schwarzen Schnurbarts schienen die Ausrufungszeichen zu diesen damals so inhaltsschweren Worten zu sein. — Graf Arthur von Erzfaly war im ganzen Ungarlande als unbescholtener Mann und tapferer Haudegen hochgeachtet. Er hatte die meisten der Schlachten mitgemacht, welche die große Kaiserin Maria Theresia zur Erhaltung ihres Reiches zu schlagen genöthigt war. Er brachte den Ruf eines Helden vom Schlachtfelde heim, aber keine Narbe!

Es ist das Einzige, was mir fehlt! pflegte er zu sagen. Ich habe ein geliebtes Weib, ein Söhnlein, das ein ganzer Kerl werden wird, — ich habe ehrlich gefochten für meinen König, — meine Mitbürger achten, meine Unterthanen lieben mich, — ich besitze weitgedehnte Länderstrecken, — aber eine in Ehren errungene, anständige Narbe ließe ich mir etwas kosten!

Man erzählte sich von ihm, daß er in dieser Sehnsucht nach einer Narbe bald einen seiner eigenen Leute niedergemacht hätte. In einer der letztern Schlachten nämlich, die er mitmachte, vertheidigte er sich gegen einen feindlichen Offizier absichtlich lässig, um nur eine Wunde zu erhalten. Eben holte der Feind

das blanke Schwert aus und es hätte einen, vielleicht zu tüchtigen Hieb abgesetzt, da rannte ihm Einer der Soldaten, die Erzfaly befehligte, eine Lanze durch den Leib, daß er, wie eine umgeblasene Karte, hinstürzte. Erzfaly war wüthend über diese Vereitelung seiner sonderbaren Hoffnung, und hatte schon den gewichtigen Krummsäbel geschwungen, um seinem ungerufenen Retter den Kopf zu spalten, aber er besann sich noch rechtzeitig, stattete dem Manne seinen Dank mit den Worten: „Verdamm dich Gott!" ab, und ließ seine Wuth an den Schädeln der Feinde aus.

Graf Arthur von Erzfaly war ein edler, unbescholtener Mann, der ganzen Welt gegenüber, nur bei Camilla war er — Sklave.

Er liebte seine Gattin aufrichtig und innig; er hatte sich es hundertmal zugeschworen, dem verführerischen Weibe auszuweichen, die verbrecherischen Bande zu zerreißen, aber wenn die Stunde des Stelldicheins schlug, oder wenn Marie ihm eine Einladung brachte, da hatte er Gattin und Schwüre vergessen, da eilte er liebeglühend in die heißen Arme der Italienerin.

Er hatte sogar schon versucht, sich dem betäubenden Zauber ihrer Nähe zu entrücken. Er war auf

eines seiner Güter am andern Ende des Landes geeilt.

Hier sammelte er einen Kreis lebenslustiger Freunde um sich, er jagte am Tage und hielt Trinkgelage bei Nacht; er stellte sich dem ergrimmten Bären und dem wuthschäumenden Eber, mit einem einfachen Speere bewaffnet, entgegen, um durch die Aufregung der Gefahren seine Seele zu beschäftigen; er suchte sein Bewußtsein in den goldenen Gluthen des Tokayers zu tödten, aber als er müde gehetzt und betäubt auf's Nachtlager sank, und der Schlaf ihn umfing, da erschien ihm das weinende Bild Camillas im Traume; er fühlte ihre verzehrenden Küsse wieder, er fühlte die Gluth ihres sinnumstrickenden Auges in seiner Seele wieder, und als er am Morgen erwachte, ließ er sechs seiner besten Pferde vorspannen, und jagte heimwärts, ohne anzuhalten. Die Pferde stürzten leblos hin, als sie das Ziel des Weges erreicht hatten, er aber eilte, noch staubbedeckt von der weiten Reise, zu Camilla, warf sich ihr zu Füßen, flehte um Vergebung, gelobte neuerdings ewige Treue und war überglücklich, als sie sich wieder herbeiließ, ihn als ihren Sklaven anzuerkennen.

Das war der letzte Aufstandsversuch, den er wagte; seitdem trug er geduldig die Fesseln der Italienerin.

Was soll ich machen? sagte er halb ernst- halb scherzhaft, wenn ihn seine Freunde über das Verhältniß zur Rede stellten. Was soll ich thun? Ich habe es versucht, wiederholt versucht, die Eroberin von dem Throne meines Herzens zu verjagen, und meine rechtmäßige Königin, meine theuere Gattin, in ihre vollen Rechte wieder einzusetzen; aber ich erlitt die schmählichsten Niederlagen; und will mir weitere ersparen. Es ist verdammt schwer, eine Festung zu vertheidigen, wenn die unruhige Besatzung da — hier wies er auf das Herz — es mit dem Feinde hält. . . Es gibt Netze, die man gar nicht trachten soll, zu zerreißen; denn je mehr man zappelt, desto mehr verstrickt man sich. Ich würde Camilla gewiß lange nicht in dem Maße lieben, wie jetzt; wär'e ich nicht so oft entschlossen gewesen, ihr untreu zu werden. . . Alles, was Ihr mir jetzt sagt und sagen möchtet, weiß ich; und habe mir's oft genug selber gesagt, aber es ging mir wie Euch; ich predigte mir vergebens. . . Ich bin wie ein Scheintodter; er hört, wie man ihn beweint, wie

man ihn einsegnet, wie man ihn zum Grabe führt; er würde gerne eine Kirche bauen für jedes Haar, das er dem Manne aus dem Schnurbart reißen könnte, der ihm den Sarg vernagelt; aber er kann sich eben nicht rühren und muß sich, all' seiner Verzweiflung zum Trotze, begraben lassen... Was ein Mann kann, das kann ich auch; aber die Manneskraft ist leider auch keine unbegränzte, göttliche... Auf's Schlachtfeld hin, Ihr Guten, die Ihr, von der Versuchung ferne, über Widerstand sprecht, — auf's Schlachtfeld hin, dem zauberischen Feind in's flammende, blaue Aug' gesehen, wie ich; ihm das berauschende Feuer von den glühenden Lippen gesaugt, wie ich, und all' die tausend süßen Gefahren der Tugend durchgemacht, wie ich, und dann kommet, wenn Ihr nicht erlegen seid, — dann wollen wir wieder von Muth sprechen!...

So hatte Graf Arthur Ordnung in das Chaos seiner Gefühle, Klarheit in seine Leidenschaft, Bewußtsein in die moralische Betäubung seiner Seele gebracht; er hatte sich einer Art von Fatalismus hingegeben; Camilla war ihm das Götterbeherrschende Schicksal, er beugte sich willenlos, gehorchte blind,

und schwelgte dafür in den Wonnen des Himmels, der ihm nicht verheißen, sondern geboten wurde.

Trotz diesem Liebesfanatismus für Camilla, betete der Graf seine Gattin an, nach wie vor lauschte er ihr zärtlich alle Wünsche ab, um sie sofort zu erfüllen; hätte er sein Leben für die „Mutter seines Söhnchens" hergegeben, jetzt wie früher; aber wenn die Stunde des Stelldicheins schlug, wenn Camilla rufen ließ, da mußte er sich den Armen der Gattin entwinden, da mußte er fort, fort, als zöge ihn magische Zauberkraft, als hätte seine Seele nie einen selbstständigen Willen gekannt, als wäre er das ohnmächtige Spielzeug einer bösen Fee.

Auch jetzt war er pünktlich auf den Ruf Camilla's in dem Garten erschienen; sie flog ihm entgegen, und warf sich mit einer Leidenschaft an seine Brust, als hätte sie ihn seit Jahren nicht gesehen; ihre Seelen schmolzen in einem langen, heißen Kusse ineinander.

Plötzlich riß sich Camilla, wie erzürnt, aus seinen Armen.

Donner und Hagel! rief sie, die hie und da soldatischen Manieren Arthurs in höchst drolliger Weise nachahmend und in jenem Tone, mit dem man scherz-

schaft Entsetzen ausdrückt: Donner und Hagel, was bemerke ich jetzt erst! Du küssest ja mit offenem Auge?

So? erwiederte der Graf sie neckend, ich hatte wenn ich Dich küßte, noch nie Zeit gewinnen können Bemerkungen zu machen! Und was hat's denn für ein Bewandtniß mit dem offenen Auge beim Küssen?

Ein furchtbares, mein Arthur! ein offenes Aug' beim Küssen bedeutet ein geschlossenes Herz; — wer mit offenem Augen küßt, der liebt nicht; wie vor dem blendenden Glanze der Sonne schließt sich das Auge auch vor den Gluten der Liebe ... Du liebst mich wohl nicht, mein Arthur! — setzte sie mit koketter Betrübtheit hinzu.

Ich Dich nicht lieben? brach der Graf aus, indem er leidenschaftlich das Weib an seine Brust drückte. — ich Dich nicht lieben? da möchte ich doch wissen, w e r liebt in dieser Welt, wenn ich Dich nicht liebe! Wie kann ich das Auge schließen, Deinen zauberischen Antlitze so nah? — es trinkt mein Blick Entzücken aus Deinen Zügen, wie meine Lippen wonniges Leben saugen an den Deinigen ... Mißfällt Dir mein offenes Auge, so will ich's ausreißen; aber zu schließen vermag ich's nicht, so lange ich Dich sehen kann.

Camilla schmiegte sich zärtlich an die Brust des gekränkt scheinenden Mannes.

Verzeih' mir, mein Geliebter, hab' ich Dir weh gethan, so böse war's nicht gemeint! . . . Ich wollte nur ein Bischen schmollen; nur Einen Augenblick lang das furchtbare Unglück empfinden, von Dir nicht geliebt zu sein: so süß ist selbst der Schmerz der Liebe, daß man sich gerne neckt und spielt mit ihm, und man thut dies um so lieber, je sicherer das Herz es fühlt, daß das süße Spiel nie bittere Wahrheit werden wird.

Du bist ein Kind, das gern mit Waffen spielt! lächelte der Graf, die majestätische Stirne des schlauen Weibes küssend und mit der Hand ihr volles Lockenhaar streichelnd; du bist ein Kind, das mit dem Rosenmündchen lustig nachahmt des Schußes Knall, doch hört es nur zitternd schießen. — Spiele zu, in Gottes Namen! nur darfst Du dann vor Deinem blinden Lärm nicht am Ende ernstlich erschrecken.

Nein, nein, mein theurer Arthur! ich zweifelte ja nie an Deiner Liebe; selbst dann nicht, wenn Du offen es versuchtest, Dich von mir loßzureißen; ich sah eben in der Anstrengung, die ein solcher Versuch

Dich kostete, wie innig Deine Seele an mir hängt. Doch — fügte sie neckisch hinzu — darf lieb Vöglein, das so oft schon ausgeflogen, sich nicht grämen, wenn die bange Herrin nachsieht, ob auch der Käfig gut verschlossen ist .. Dann hat mein Bedenken auch noch einen andern Grund, mein süßer Arthur; — ich will Deine Liebe auf eine harte, gefährliche und eigenthümliche Probe setzen; eine Probe, wie sie noch keine Frau gewagt und vielleicht in Jahrtausend nicht wieder wagen wird.

Eine Probe! Da, meine Hand! Schlag ein! rief der Graf begeistert — ich will ein Hufeisen am Pferdefuß des Teufels werden, wenn ich nicht bestehe!

Eingeschlagen! Unbedingt! erwiederte Camilla mit gleicher Lebhaftigkeit.

Unbe — — nein! unterbrach der Graf sich, plötzlich ernster geworden — unbedingt nicht: es darf meine Gattin nicht kränken, meinem kleinen Engel nicht schaden; — sonst aber gehöre ich Dir mit Leib und Leben; geb' ich für Dich Gut und Blut!

Sei unbesorgt, mein Arthur! erwiederte Camilla mit beruhigender Zärtlichkeit, obwohl ein Anflug von Unmuth in ihren Zügen nicht zu verkennen war —

sei unbesorgt, mein Arthur; Du weißt, daß ich Deine Gefühle für Cäcilien und Deinen kleinen Jungen kenne, und Du kannst mir nicht vorwerfen, daß ich diese Saite Deines Herzens je mit rauher Hand berührte.

Wahr! entgegnete der Graf, indem er die Hand Camillens küßte: ich erkenne darin dankbar und bewundernd den hohen Adel Deiner Seele, daß Du es unter allen Verhältnissen zu beachten weißt, was ein Mann dem Weibe schuldig, dem er mit Hand und Schwur Schutz und Schirm verhieß.

Wenn Du mir dieses Zeugniß nicht versagen kannst, — sprach darauf Camilla, die doch nicht umhin konnte, ihrer gekränkten Eitelkeit ein wenig Luft zu machen — so ist es höchst unzart von Dir, mein Arthur, mich immer und immer wieder zu erinnern, daß es noch ein Weib gibt, welches Ansprüche hat auf Dich und mit dem ich Dein Herz theilen muß. Hab ich, dem Himmel sei's gedankt! Kraft und Aufopferung genug, die Eifersucht in meiner Seele zu ersticken, so solltest Du sie nicht immer und immer aufzustacheln suchen, solltest mir gegenüber wenigstens nicht minder ritterlich sein, als wo es Deine Cäcilie gilt.

Vergib mir, meine Camilla! antwortete der Graf,

indem er flehend zu Camilla's Füßen sank, vergib mir, hab' ich Dir weh gethan! Du mußt es dem Manne zu Gute halten, wenn er im Begriffe, sein Ehrenwort zu verpfänden, auf den Punkt hinweist, wo er sich davon entbunden fühlen muß! ... Du weißt ja doch, meine Camilla, daß ich Dich liebe mit der vollen Kraft meiner Seele, daß ich Dich anbete, daß ich auf ewig Dir gehöre!

Ich weiß es, mein Arthur! entgegnete Camilla, den Geliebten an ihre Brust ziehend — und dieses Bewußtsein ist's allein, das mir Kraft gibt, den Gedanken zu ertragen, das Du noch andere Fesseln trägst, als die Deiner Liebe zu mir .. Ich werde Dich nicht Schwüre brechen lehren... Ich werde Deinen Versicherungen nur um so unerschütterlicher vertrauen... Aber — fügte sie hinzu, indem sie mit hinschmelzender Zärtlichkeit die Arme um Arthur's Nacken schlang, und ihm mit seelenvollem Blick in's Auge sah — wenn mich die Kraft verlassen sollte, mein Arthur, wenn ich schwach werden sollte, wie andere Frauen, und Dir zurufen würde: ich oder sie! Was dann?

Dann würde ich den Knoten zerhauen, den ich nicht lösen könnte — entgegnete der Graf mit finste-

rem Ernste — ein Ungar weiß zu sterben, wenn es Zeit ist!

Fort, fort! rief Camilla, indem sie mit der Hand über die Stirne des Grafen hinfuhr, fort mit diesen düstern Falten! Einen Kuß ... So! ... Die Liebe ist ein süßer Traum, wir wollen ihn nicht stören durch die unheimlichen Gestalten der Wirklichkeit! ... Noch einen Kuß, mein Männchen! ... So! ... Jetzt zu unserer Probe ... Sie ist gar nicht so ernst, mein Arthur, wie Du meinst. ... Ein anderes Weib würde sie freilich nicht wagen; aber, daß ich's wage, zeigt Dir eben, wie felsenfest ich auf Deine Liebe baue! Bist Du neugierig, mein Männchen? fügte sie lachend hinzu, und war wieder das ganz heitere, in ihrer Liebe selige Weib. — Komm', setzen wir uns in die Laube.

Der Graf folgte ihr schweigsam; er hatte sich noch immer nicht von dem verstimmenden Eindruck erholt, den das vorhergegangene Gespräch auf ihn machte.

Camilla bemerkte dies und bot den ganzen Zauber ihrer Liebenswürdigkeit auf, um Arthur wieder in die rechte Stimmung zu bringen.

Weißt Du — begann sie jetzt, als sie neben dem

Grafen Platz genommen und den Arm um seinen Nacken geschlungen hatte, — weißt Du, daß ich auch noch eine zweite Nebenbuhlerin habe, mein Arthur?

Eine zweite? fragte der Graf verwundert.

Ja, eine zweite! Aber mit Dir ist heute nichts mehr zu reden, mein edler Graf! setzte sie schmollend und sich erhebend hinzu — Du machst ein Gesicht, als säßest Du im Kriegsrath; nein, weit schlimmer! im Kriegsrath und in der Schlacht hast Du gewiß nicht an Weib und Kind gedacht, und ich möchte schwören, daß Du jetzt an sie denkst... Hast vergessen, vor der Gartenthüre den ehrenwerthen Ehegatten auszuziehen, mein guter Arthur!

Bist wieder die schlimme Spötterin! entgegnete lachend der Graf.

Mein Gemüth ist nicht so leicht beweglich, wie das Deinige, meine Camilla. Komm, setze Dich auf meinen Schooß, — umarme mich — küsse mich — nun, jetzt erzähle weiter. Wer ist denn die zweite Nebenbuhlerin?

Kennst Du meine Stieftochter, Therese? fragte Camilla wieder heiter und reizend, wie früher.

Wer sollte Therese nicht kennen? sagte der Graf;

sie war fünfzig Meilen in der Runde das schönste Weib — Du hast sie von ihrem Throne gestürzt. Aber was soll's denn mit ihr?

Ganz einfach: Therese ist meine zweite Nebenbuhlerin.

Therese? rief der Graf erstaunt.

Therese? ahmte ihm Camilla spöttisch nach — wie Du Dich verwunderst! Meinst Du, so eine keusche Seele könnte Dich nicht lieben?

Spotte zu; aber erzähle weiter! erwiederte lachend der Graf.

Wie es ihn interessirt! Ich sage Dir — rief sie, indem sie komisch drohend mit beiden Händen seinen Kopf erfaßte, — ich sage Dir, mache mich nicht eifersüchtig!

Willst Du mir den Kopf zurechtsetzen, den Du verrückt hast, meine Camilla? Vergebene Mühe, das wird selbst Dir nicht gelingen, die Du Alles über mich vermagst. Aber wo ist denn Dein kühner Muth zur Probe hingerathen?

Wahrhaftig, wenn Du noch einmal in solchem Tone „Therese!" frägst, wird mir's bange vor der

Probe... Ich wag' es aber doch! Ich pflege nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben!

Also vorwärts! neckte sie der Graf.

Ja, vorwärts! Therese liebt Dich, liebt Dich — setzte sie mit drolligem Pathos hinzu — mit der ganzen Glut einer jungfräulichen Seele; sie sitzt Stunden lange im Garten und denkt an nichts Besseres, als an Dich, — wenn sie das feiste Gesicht des Mondes sieht, seufzt sie „Arthur!" wenn sie schläft, umarmt sie die Luft, drückt sie an ihre Brust und lispelt: „Arthur!" und wenn sie mich sieht, möchte sie mir mit den Nägeln ins Gesicht fahren; sie haßt mich, weil Du mich liebst!

Sie weiß es? fragte der Graf immer mehr erstaunt.

Ja; woher, weiß ich selbst nicht; — ich würde Marie im Verdachte des Verrathes halten, wenn ich nicht glauben würde, für ihre Ergebenheit einstehen zu dürfen. Ich denke, sie hat uns einmal im Garten belauscht... ich fürchte, daß sie unsere Liebe meinem Gatten verräth...

Ich auch; ein Weib ist furchtbar, das verschmähte Liebe im Herzen trägt. Aber was ist da zu thun?

Das ist eben die Probe, die ich Dir auferlege, mein Arthur! Du mußt Dich ihr zu nähern suchen; mußt ihr Deine Liebe erklären, mußt ihr sagen daß Du mich hassest, daß Du mir von Liebe gesprochen, um desto leichter in ihre Nähe gelangen zu können; mußt sie beruhigen und sicher machen, damit wir Zeit gewinnen, bis besserer Rath kommt.

Franz! rief es jetzt plötzlich laut an der Gartenthüre.

Camilla sprang entsetzt vom Schooße des Grafen auf; Leichenblässe bedeckte ihr Antlitz, ihre Hand zitterte heftig.

Fort, fort, mein Arthur! keuchte sie, kaum ihrer Stimme mächtig und starr nach der Seite hinblickend, woher der Ruf kam.

Um Gotteswillen! was ist Dir, Camilla? rief erschrocken der Graf.

Fort, fort! entgegnete heftig das Weib — das war Theresens Stimme!

Therese war, als Marie fortging, den Brief zu übergeben, in fieberhafter Ungeduld an der Gartenthüre stehen geblieben.

Vor ihre Seele trat jetzt der Gedanke an die Vernichtung der verhaßten Stiefmutter mit voller Entschiedenheit hin.

Verderbe sie! rief eine Stimme in ihr.

Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet! entgegnete, sanft warnend, die Religion in ihrem Herzen.

Du rettest die Brüder! stachelte sie die eine Stimme auf; es war die Stimme der Schwesterliebe.

Du mordest den Vater! ermahnte die andere; es war der Ruf der Kindesliebe.

Reiß' ihm die unglückselige Leidenschaft aus dem Herzen, Du vernichtest die Feindin dann mit Einem Streiche.

Warum so harte Mittel gebrauchen? Warte die Erfolge Deines Briefes ab.

Räche Dich!

Ueberlasse die Rache der Hand des Allmächtigen, der die Waisen zu schützen verhieß!

Also rangen zwei entgegengesetzte Gefühle in der Seele Theresens miteinander und noch war der Kampf nicht entschieden, als sich im ersten Stockwerke

Tritte und eine Stimme vernehmen ließen, die Befehle ertheilte. Es war die Stimme des Vaters!

Therese wankte; sie mußte sich an die Mauer stützen, um sich aufrecht halten zu können, so heftig erregte sie die Lage, in welche sie sich versetzt hatte; es war in der That eine halbe Stunde so reich an Qualen des zerklüfteten Gemüthes, daß nur eine Seele, wie die Theresens, sie ertragen konnte.

Während eben der Vater die Treppe herabkam, erschien auch Marie, die mittlerweile zurückgekehrt war, an dem Thore. Sie hörte die Stimme des Herrn, sah Therese nach einem Entschlusse ringen und blieb regungs- und lautlos stehen, sie mochte Theresen nicht vorgreifen.

Der Anblick der beiden Mädchen war tief ergreifend; es schien, als erwarteten sie ein Todesurtheil.

In diesem Augenblicke ertönte in der Gasse das Läuten eines Silberglöckleins; es ging ein greiser Priester in heiligem Gewande, den Leib Dessen, der Dulden und Lieben lehrte, in den gefalteten Händen

tragend, an dem weitoffenem Thore vorbei, um einem Sterbenden die letzte Tröstung zu bringen.

Bei den ersten Tönen des silbertönigen Glöckleins erbebte Therese, als erwache sie aus einem bösen Traume. Die Erinnerung an den Tod, diese dunkle Pforte der lichterfüllten Ewigkeit, lehrt gottergebene Seelen dulden und vergeben; und Therese hatte, ehe sie sich dessen selber bewußt war, den verhängnißvollen Ruf ausgestoßen, der Camilla zur Warnung diente.

Marie sank bei diesem Rufe erschüttet auf's Knie, faltete die Hände und sendete einen schweren Seufzer zu Gott, der in den Herzen liest. Der greise Priester hielt seine Schritte an, wendete sich zu dem Mädchen, hob den Kelch empor und in dreitönigem Schlage ermahnte die Silberstimme des Glöckleins an den dreieinigen Gott.

Bei dieser Bewegung des Priesters sank auch Therese, die Hände zum Gebete faltend, in's Knie; ein leidendes Herz ist dem Himmel näher, als ein glückliches.

Gottes Segen sei mit Euch auf allen Euren Wegen! sprach feierlich der Priester, dem die Lage Theresens nicht fremd war.

Marie bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze, um ihre Thränen zu verbergen und zu trocknen.

Therese betete leise:

Herr! Dein Wille geschehe, in Ewigkeit, Amen!

Viertes Kapitel.

Die Gattin.

Als der Vater in den Hausflur trat, hatte Therese wieder Fassung gewonnen.

Warum bist Du so blaß, meine Tochter? redete er das Mädchen an.

Kaum der Mühe werth, zu fragen, lieber Vater! erwiederte Therese, lächelnd seine Hand an ihre Lippen führend. Ein Eichhörnchen sprang vom Baume in's Gebüsch herab und das erschrekte mich so sehr. — Wie befindest Du Dich, lieber Vater?

Gut, mein Kind! Ist Deine Mutter hier im Garten?

Nein, lieber Vater!

Weißt Du, wo sie ist?

Ja, lieber Vater, sie liegt draußen im Garten Gottes, unter der Erde.

Du bist immer schlimm, Therese! — entgegnete der Vater ungehalten — änderst Deinen starren Sinn nicht! Du geräthst Deiner Mutter nicht nach! Sie war sanft und fromm wie ein Engel, Du bist immer böse und kränkst mich, so oft ich Dir freundlich begegne. Wenn das Vorbild Deiner guten Mutter bereits Deinem Gedächtniß entschwunden ist, so strebe ihr gleichzukommen, die Du stets mit Deinen spitzen Worten verfolgst, meiner Camilla. Sie waltet still und beglückend im Hause wie Gottes Segen; begegnet Jedem voll Liebe und Freundlichkeit, verbreitet Frohsinn und Zufriedenheit in ihrer Umgebung; versuch's doch wenigstens zu scheinen, wie sie, wenn Du's nicht sein kannst, denn wahrlich! ein Vergleich fällt nicht zu Deinen Gunsten aus. Es ist der väterlichste Rath, den ich Dir geben kann.

Ich werde thun, mein Vater, was in meinen Kräften steht, sprach Therese demüthig, nur bitte ich, um Mißverständnissen auszuweichen, die Dich kränken, lieber Vater, unterscheide zwischen Mutter und Stief-

mutter. Thu's der heiligen Erinnerungen meines Herzens zu Liebe, bester Vater!

Ja, wenn ich an nichts anderes zu denken hätte, als an Deine launische Silbenstecherei! — Gehst Du heute mit zum Nachbar in die Abendunterhaltung?

Mit Deiner Erlaubniß, nein, lieber Vater!

Immer und ewig: nein! Warum meidest Du die Gesellschaft? die Leute sagen ohnehin schon, daß Du menschenscheu geworden.

Sage den Leuten, lieber Vater, daß ich die Menschen nicht scheue, wohl aber die Leute. — In Gesellschaft aber gehe ich nicht, weil ich den Vergleichen ausweichen will, bis ich die Möglichkeit errungen, vor ihnen zu bestehen.

Du wirst immer unerträglicher, Therese! brach der Vater aus.

Das kommt vom schweren Herzen, lieber Vater! Leute mit leichtem Herzen sind immer leicht erträglich. Ich werde versuchen, mein Herz vor Gott auszuleeren, — vielleicht werde ich dann erträglicher!

Mit diesen Worten küßte sie dem Vater die Hand und entfernte sich; er aber ging zu Camilla in den Garten.

Camilla sank, als der Graf sie verlassen hatte, betäubt auf eine Rasenbank hin. Wie beim Anblicke eines Abgrundes, schwindelte es, ihr, als sie nachträglich die Gefahr ermaß, in welcher sie geschwebt hatte; als sie die Demüthigung gewahrte, welche ihr widerfuhr.

Es war Theresens Stimme, dessen fühlte sie sich überzeugt. Therese hatte also an der Gartenthüre gestanden, hatte Wache gehalten über ihre verbrecherische Zusammenkunft; sie konnte warnen und auch nicht.

Ich war in ihre Hand gegeben auf Gnade und Ungnade — dachte Camilla — und sie, sie hat mich begnadigt!

Es ist empörend! — rief sie aus. Ich will mich an Marien furchtbar rächen!

Sie hätte morden mögen vor Wuth über den schnöden Verrath der listigen Bäuerin, und hätte weinen mögen vor Kränkung über die Großmuth Theresens. — Des Feindes Großmuth drückt immer schwerer, als sein Haß, und nur wieder eine große Seele kann sie ertragen, ohne sich gedemüthigt zu fühlen.

Camilla war im ersten Augenblicke entschlossen, ein Unwohlsein vorzuschützen und sich zu entfernen, um von Marien Rechenschaft fordern zu können.

Aber bald hatte sie sich anders besonnen, sie mußte vorher ihren Gatten ausforschen, ob er benachrichtigt, ob der Argwohn in seine Seele geschleudert sei?

Ist dies der Fall — sagte sie — so würde es ihn in seinem Verdachte nur bestärken, wenn ich jetzt seine Nähe meide. Ich bleibe! Seine Seele vermag sich vor mir nicht zu verschließen; ich werde erfahren, was er weiß... Er kommt!

Mit diesen Worten war Camilla's ganzes Wesen wie durch einen Zauberschlag umgewandelt... Das Antlitz, das vor einer Sekunde noch gewaltige Leidenschaftlichkeit verzerrte, war jetzt spiegelglatt und klar, als hätte nie eine heftigere Empfindung es getrübt; das blaue Auge lachte so unschuldsvoll wieder, als hätte es den Wetterstrahl des Zornes nie gekannt, die Lippen schienen wieder nur zum Kusse geschaffen, waren wieder umspielt von jenem zauberischen Zuge der Gemüthlichkeit und Unbefangenheit, welcher die Nähe Camilla's so wohlthuend machte, — es hätte kein Mensch geglaubt, daß diese Lippen vor einigen Augenblicken noch furchtbare Rache geschworen hatten!

Strahlend vor Freude und umflossen von An-

muth eilt sie denn auch jetzt ihrem Gatten entgegen, schlingt zärtlich ihre Arme um seinen Nacken, und nach einem innigen Kusse, sprach sie mit der süßesten Stimme, die je von irdischen Lippen tönte:

Ach, tausend Dank! mein theurer Wilhelm, daß Du so bald wieder zurückkehrest an die Brust, die Dir schon so sehnsuchtsvoll entgegenharret.

Wenn mein zeitliches Kommen Dank verdient, brauchst Du ihn wahrlich nicht noch auszusprechen, liebes Weib; Dein zärtliches „Willkommen“ allein, ist mehr als königlicher Dank! sprach entzückt der Gatte, von so viel Liebe hochbeglückt. Doch weiß ich selber nicht, wie's kommt — fügte er hinzu — denk' ich an Dich, da geht mir jedes Geschäft so wunderbar rasch und segensvoll aus der Hand, als helfe ein guter Geist mir nach.

Wo Liebe ist, und Fleiß und Einigkeit, da ist auch Gottes Segen, lieber Mann! erwiederte Camilla mit innigfrommem Ausdruck in den Zügen.

Wo solch ein Engel ist, wie Du, muß Gottes Segen sein; es gibt keinen besseren Gefährten für ihn!... Gerade vor einigen Augenblicken sagte ich es der Therese, sie sollte ihr Herz dem Deinigen nachzu-

bilden trachten; Du einest mit Dir das Zartgefühl, die erhabene Würde der Edeldame mit der demüthigen Liebe und der stillen Treue der echten Bürgerin, und birgst somit alle Schönheit einer weiblichen Seele in der Deinigen.

Camilla warf einen Blick, in dem all' ihre Schlauheit und Beobachtungsgabe zusammengedrängt war, auf den Gatten. Er hatte also mit Theresen gesprochen; das wußte sie jetzt; — was bringt ihn darauf, von „demüthiger Liebe" und „stiller Treue" zu reden? — sollte ihm Therese etwas gesagt haben? sollen diese Worte verdeckte Anspielungen sein? will er sehen, was sie für einen Eindruck auf sie machen?...

Diese Gedanken preßten ihr das Herz zusammen; der prüfende Blick, den sie auf ihn geworfen, ließ sie nichts bemerken, woraus sie weitere Schlüsse hätte ziehen können; aber so groß auch die Unruhe war die ihr Herz erfüllte, ihre Züge behielten nach wie vor den Ausdruck der liebenswürdigsten Unbefangenheit.

Lasse das arme Mädchen gehen, lieber Wilhelm, — entgegnete sie jetzt mitleidsvoll, — ihr Herz scheint irgend ein Geheimniß einzuschließen und ein

Frauenherz ist zarter als ein Rosenblatt! das könnt Ihr Männer nicht entfalten, ohne es zu verletzen; da gehört die vorsichtige Hand des Weibes, die Hand der sorgsamen Mutter hin; — überlasse das Deiner Camilla, mein Wilhelm.

Recht gerne, mein gutes Weib, ich überlasse Dir getrost Alles, was mir werth und theuer. Doch sage mir, glaubst Du vielleicht, daß Therese — liebe?

Ich ahne es, doch weiß ich's nicht; ich werde es wohl erfahren. Liebt sie wirklich, so kann ich ihr aus treuem Mutterherzen nichts Besseres wünschen, als daß sie so glücklich sei, wie ich, mein Wilhelm, wenn ich Dich so voll Vertrauen zu mir reden höre. — Wirst Du mir dieses beseligende Geschenk Deines edlen Herzens wohl auch nie entziehen, mein theuerer Gatte?

Vertrauen ist der süße Schlaf des Urtheiles! entgegnete voll edlen Ernsts der Mann. — So lange der Liebe Odem es umweht, da schläft es lächelnd fort in süßen Träumen; doch wenn einmal dieses Odems Mai fehlt, da schrickt das Urtheil auf und krankt — am bösen Argwohn...

Das soll es nicht! rief Camilla, wie von ihren Gefühlen hingerissen, voll unbeschreiblicher Zärtlichkeit

aus, das soll es nicht! So lange ich Odem habe, soll Deinem holden Schläfer nie der Liebe Odem mangeln; obwohl ich nicht zu zittern brauche vor dem Falkenblick des aufgeschreckten Urtheil's, selbst wenn's an bösem Argwohn krankt.

Camilla hatte die letztern Worte mit der ganzen Würde eines unbefleckten Bewußtseins ausgesprochen, so daß der gute Mann betroffen wurde; er fürchtete, sie durch Eines seiner Worte gekränkt zu haben und beeilte sich deßhalb, begütigend hinzuzufügen:

Ehe mein Urtheil kranken sollt' am Argwohn, wünscht' ich es lieber ausgelöscht und gestorben, sammt seiner Mutter: der Vernunft. Mir ist der Tod viel lieber als die Pest; und Wahnsinn lieber, als ein Gemüth, an dem der Argwohn nagt. Ueberdies bei Dir, meine theuere Camilla, brauchts wahrlich nicht erst der Versicherung. Der Adel Deines Hauses und noch mehr der Deiner Seele bürgt für die Treue Deines Schwures. Eher verzweifle ich an dem Licht des Tages, als an der Reinheit Deines Herzens. Dann bin ich schon der Eifersucht an und für sich schlimm gewogen. Denn wie der Aberglaube zu dem Glauben, verhält die Eifersucht sich zu der Liebe, und wie der Aberglaube Sünde

ist gegen Gott, halte ich die Eifersucht für Schändung des Wesens, das man liebt.

Camilla lauschte mit hoher Spannung den Worten ihres Gatten; ihrem scharfen Auge entging nicht das leiseste Zucken seiner Mienen; sie fühlte sich etwas beruhigt durch diese letzteren Versicherungen, doch wollte sie ihn noch erschöpfender prüfen; sie wollte sehen, wie fest er in dieser Ansicht über die Eifersucht sei; es war natürlich, daß sie dieß im höchsten Grade interessirte. Sie nahm also wieder jene neckische Miene an, die der bezauberndste Ausdruck ihres Liebreizes war und sprach lächelnd:

Widersprechen mag ich Deiner Ansicht nicht, mein theurer Gatte! sie ist zu schmeichelhaft für jede Frau. Doch weil wir einmal drüber sprechen, muß ich Dir doch auch meine Meinung sagen. Du sagtest einst, die dunkle Linse da steh' meinem Nacken vorzüglich gut, obwohl sie den Teint desselben stört. Ich meine nun, was die dunkle Linse an dem weißen Nacken, daß sei beiläufig auch die Eifersucht an der Liebe.

Es mag hübsch gesagt sein, liebes Weib, doch wahr scheint's mir durchaus nicht. Denk' einmal, ich

hätte Dein hold Gesicht im Zorne heftig bewegt und finster gesehen, und dieser Ausdruck gäbe ihm, wie ich's glaube, einen eigenen Reiz. Was hieltest Du wohl davon, wenn ich sagte, um schön zu sein, müßtest Du zürnen?

Ich sagte nicht, daß Eifersucht nothwendig sei zur Liebe! ich sagte nur, sie kleide sie recht gut; wie denn der Zorn auch wirklich der Wangen Purpur vortheilhaft erhöht.

Sieh Du ein häßliches Weib an, wenn es im Zorne glüht; ich glaube nicht, daß sie durch der Wangen Purpur schöner wird. Ein schönes Weib ist schön, ob sie nun lacht, ob weint, ob zürnt; und so ist auch die Liebe; selbst die Eifersucht vermag ihre Schönheit nicht sonderlich zu stören. Aber sagen: die Eifersucht kleide die Liebe recht gut, das erinnert mich an die wackern Leute in Steierland, die keine Schönheit kennen ohne — Kropf!

Du hast ganz Recht, lieber Wilhelm — entgegnete Camilla, im Stillen entzückt über diese Ansichten ihres Gatten — aber die Eifersucht gefällt doch.

Sie gefällt Euch, weil sie Eurer Eigenliebe schmei-

chelt. Ihr bedenkt es aber schlecht! Die Eifersucht ist Zweifel an Eurer Tugend, an der Treue Eurer Schwüre. Wär' ich ein Weib, ich könnte es dem Manne nicht vergeben, der mir mit Eifersucht statt mit Vertrauen begegnete.

Fünftes Kapitel.

Die Tücke des Zufalls.

Das Gespräch hätte noch länger gedauert, der wackere Kaufmann hätte noch gründlicher nachgewiesen, daß Eifersucht nichts tauge, daß sie Schändung des Wesens sei, das man liebt, wenn er von einem seiner Diener nicht in die Schreibstube gerufen worden wäre.

Camilla that ganz untröstlich, als er sich erhob, um wegzugehen, sie verwünschte das Geschäft, das ihr nicht gönne, ein trautes Stündchen an des Gatten Seite zuzubringen; aber als er fortgegangen war, da sprang sie auf wie ein Gefangener, der eben mit dem Abfeilen seiner Ketten fertig wurde, der wieder einmal die gelähmten Glieder frei fühlt, und wieder

war das Weib der finsteren Pläne an die Stelle der reizenden, sanften, liebevollen Camilla getreten.

Der weiß noch nichts — rief sie aus — das ist gewiß!... Es ist Dein Glück, Therese; Du hättest schwer und schnell gebüßt!... Und so? unterbrach sie sich plötzlich; ihre Antwort wurde nicht laut, ein teuflisches Lächeln, in dem ein Todesurtheil voll Hohn und Martern lag, zuckte um ihre Lippen, — dann sprach sie leise, wie ihre Gedanken ergänzend:

Dir muß ich doch auch Deine Gnade entgelten, freche Thörin!... Vor Allem aber sie, die heuchlerische Bauerndirne! rief sie jetzt aus, eilte einem Glockenzuge zu, der durch die Laubgänge hinlief, und riß an demselben.

Nach einigen Minuten erschien Marie; sie war wieder ganz das muntere, unbefangene Mädchen, mit dem offenen Blicke.

Camilla erbebte vor Wuth, als ihr Auge sie traf; ihre zarte, weiche Hand ballte sich krampfhaft, ihr Antlitz wurde fahl wie Erde, von ihrer finstern Stirne drohte ein furchtbarer Gedanke, ihre ganze Gestalt erschien um einen Kopf höher als sonst.

Wer stand an der Gartenthüre? fragte Camilla

leise aber scharf, und ihre Stimme glich dem Zischen einer Schlange.

Ich, gnädige Frau! war die unbefangene Antwort Mariens.

Du lügst, verworfenes Wesen! Wer hatte „Franz“ gerufen?

Fräulein Therese! entgegnete ruhig das Mädchen.

Ah, gestehst Du also doch? Du standest an der Thüre, bist aber plötzlich heiser geworden und ließest Theresen rufen, — wie?

Als ich an der Gartenthüre stand — erzählte Marie, ohne sich durch Ton und Haltung Camilla's einschüchtern zu lassen und in der unbefangensten Weise von der Welt — da kam Fräulein Therese und gab mir einen Auftrag; ich sollte einer armen Frau, deren Mann durch einen Unglücksfall einen plötzlichen Tod fand, ein kleines Geschenk überbringen. Fräulein Therese, sagte ich, ich ginge recht gerne, aber ich darf die Thüre da nicht verlassen. . . . Warum? fragte sie . . . Weil, sagte ich ganz geheimthuerisch — aber Sie dürfen nichts verrathen, — sagte ich. — Nein, sagte sie, ich verrathe keinen Menschen — Gut, sagte ich; also damit Sie's wissen —

sagte ich — in acht Tagen ist unseres gnädigen Herrn Geburtstag, und da ließ die gnädige Frau in der Kaiserstadt mehrere Schmucksachen kaufen, um ihn zu überraschen, sagte ich — die Schmucksachen — sagte ich — sieht sie sich jetzt an, und da hat sie mir befohlen, Acht zu geben, damit sie der gnädige Herr nicht überrasche — sagte ich — und wenn der gnädige Herr kommen sollte, sagte ich, so schreie ich: Franz! — und da schafft die gnädige Frau — sagte ich — gleich all die schönen Sachen auf die Seite — sagte ich. — O wir Bauernmädchen können auch schlau sein, wenn's sein muß, gnädige Frau! — setzte sie in einem Tone hinzu, der halb naiv, halb altklug war.

Camilla betrachtete das plauderhaft erzählende Mädchen mit durchbohrendem Blicke; Marie hielt ihn mit offenem Auge aus; sie fühlte sich in ihrer frommen Seele überzeugt, daß ihr Gott diesmal die Lüge vergeben werde.

Woher weißt Du, daß in acht Tagen des Herrn Geburtstag ist? frug Camilla.

Ich hörte in der Schreibstube davon sprechen! lautete die Antwort.

In diesem Augenblicke erschien ein langer, hagerer Mensch an der Gartenthüre. Camilla sah ihn, Marie hatte ihm den Rücken zugewendet. Der Mann winkte Camilla, daß sie das Mädchen fortschicke und sprang dann vorsichtig und ohne das mindeste Geräusch hervorzubringen, hinter eine Laube.

Ich will Dir diesmal glauben — entgegnete endlich Camilla nach einer langen Pause, — ich will es nicht vergessen, daß Du mir so lange treu gedient, aber ich sage Dir noch einmal: zittre! das Mindeste von dem zu verrathen, was ich Dir anvertraut!

Bauen Sie auf meine Verschwiegenheit, gnädige Frau, so fest wie auf die Ihrige; ich wollte eher mich zehn Mal tödten lassen, als Ein Wort von dem verrathen, was ich weiß.

Ich will's Dir glauben; Du weißt auch, daß ich die Treue reichlich lohne; jetzt geh'!

Marie küßte der Herrin die Hand und ging; Camilla blickte ihr mit höhnischem Lächeln nach und sprach dann zu sich selber:

Das erbärmliche Geschöpf glaubt jetzt, es sei ihr

gelungen, mich hinter's Licht zu führen! Armes Ding! . . .

Marie hatte den Garten verlassen und leisen Trittes kroch der lange, hagere Mensch aus seinem Verstecke hervor. Eine niedere, platte Stirne, ein paar grüne Augen, die aus dem Schatten dichter, tief gehender Augenbrauen und einer riesigen Nase unheimlich hervorglitzerten, ein breiter Mund, an dem die Lippen kaum mehr als angedeutet waren, und ein spitzes, scharf hervortretendes Kinn bildeten das Gesicht dieses Menschen, dem jetzt Camilla mit reger Erwartung entgegeneilte.

Was bringen Sie mir Neues, mein wackerer Krummbein?

Wichtiges, gnädige Frau! entgegnete der Mensch, einen Katzenbuckel machend. Gott ist mit uns . . Ich habe einen merkwürdigen Fang gethan.

Nun, spannen Sie meine Neugierde nicht auf's Höchste, lieber Krummbein! worin besteht dieser Fang?

Hier, gnädige Frau, in diesem Briefe, — entgegnete Krummbein, ihr ein erbrochenes Schreiben übergebend.

Camilla öffnete das Schreiben hastig und rief:

Wie, ein Brief Theresens an ihre Brüder?!

Sie sehen ganz recht, gnädige Frau! Therese weiß alle unsere Pläne. Der waren wir bisher zu wenig vorsichtig oder zu wenig schlau. Stille Wasser sind tief.

Sie warnt die Bursche vor uns; sprach Camilla den Brief lesend; sie beschwört sie, unseren Anschlägen zu widerstehen — sie sollen dem Vater nichts verrathen, — weil er ihnen nichts glauben würde — ah! ah! — dulden und beten bis besserer Rath kommt! — das ist wirklich ein köstlicher Fang, lieber Krummbein! Wie gerieth der Brief in Ihre Hände?

Gottes Fügung, gnädige Frau! — Marie hatte ihn zum Kaufmann Hammer getragen.

Marie? rief Camilla; meine Ahnung täuschte mich also doch nicht!

Ich weiß nicht, was Sie ahnen, gnädige Frau; aber wenn Sie meinen, daß Marie mit Theresen unter Einer Decke steckt, so haben Sie vollkommen Recht!

Weiter, weiter! rief Camilla ungeduldig.

Therese ließ den Kaufmann Hammer, der nach

Wien reisen sollte, bitten, für ihre Brüder diesen Brief mitzunehmen, und ihn eigenhändig und in Abwesenheit des Hofmeisters den Jungen zu übergeben. Etwa eine Viertelstunde später, als Marie den Kaufmann verlassen hatte, erhält derselbe eine Nachricht, die ihn bestimmt, statt nach Wien, nach Niederungarn zu reisen. Er schickt demnach den Brief durch einen vertrauten Diener zurück, und trägt diesem fest auf, das Schreiben nur der Therese zu übergeben... Zum Glück geräth mir der Kerl in den Wurf und fragt mich, wo er Therese finden könne... Ich ahnte sogleich, daß etwas vorgehe und fragte den Menschen, was er denn bei Fräulein Therese wolle?... Das darf ich nur ihr sagen! antwortete er ganz plump; ich dagegen ganz fein, hole zwei Goldstücke aus meiner Tasche, drückte sie ihm freundschaftlich in die Hand und meine, daß er mir schon so etwas sagen könne, ich sei halb und halb der Bräutigam Theresens... Der Kerl sieht mich mit einem Blick an, für den ich ihm gerne die Augen ausgerissen hätte; es schien ihm ganz unglaublich, das sich ein Mädchen von mir zur Frau machen ließe; die Füchslein indessen siegten über sein Bedenken, und nachdem er mir das Versprechen abgenommen

hatte, ihn nicht zu verrathen, gab er mir den Brief und erzählte mir das Uebrige; er habe die Schwäche, sagte er, immer an der Thür zu horchen, wenn Jemand mit seinem Herrn spricht ... Der Brief ist das Geld werth, nicht wahr, gnädige Frau?

Sechstes Kapitel.

Zwei auf einen Schlag.

Ja, mein lieber Krummbein, das war wieder ein Meisterstück; ein Gedanke, den ich nicht genug loben kann! sprach Camilla, dem dürren Menschen ihre weiße Hand zum Kusse darreichend.

Das Gesicht Krummbein's verzerrte sich derart bei dieser Bewegung der Frau, daß man es nur mit sich selber oder höchstens noch mit einem Frosche vergleichen konnte, der sich am Rande des Sumpfes wohlig streckt im warmen Sonnenstrahle des Frühlings.

Sie wissen zu lohnen wie eine Königin, gnädige Frau! sagte das wandernde Skelet, indem es sich zum Handkuß niederkrümmte.

Und Sie, mein wackerer Krummbein, wären Ihrer

Geschicklichkeit, Klugheit und Treue nach würdig, einem Könige zu dienen. — Nun aber sagen Sie mir, was gedenken Sie mit dem Briefe anzufangen? frug Camilla weiter.

Ich habe mir die Sache bereits überlegt: Es gibt da nur zwei Wege; entweder wir schicken den Brief an den Ort seiner Bestimmung, und überlassen dem alten Blaumann die Sorge, die Buben zu bewegen, daß sie Theresen einen recht derben Brief schreiben, in welchem sie ihr sagen, daß sie sich um sie nicht kümmern möge; daß sie in guten Händen sind; daß für ihre Erziehung schon gesorgt werde, kurz in der Weise schreiben, das Therese alle Hoffnung auf sie aufgeben muß, — oder wir schicken den Buben den Brief nicht, und schreiben ihr selber Antwort — der gute Blaumann macht die Schrift der Buben täuschend nach. Wir reden dann ganz fromm von Gott und Jenseits, Tugend und Widerstand, Beten und Dulden; sagen, daß wir uns strenge an die Weisungen Theresens halten wollen, und daß wir weinend dankten für ihre Warnung, die vielleicht bald zu spät gekommen wäre. Welchem Wege geben Sie den Vorzug, gnädige Frau?

Dem letztern! antwortete Camilla rasch entschlossen.

Ganz recht; das ist auch meine Absicht. Wenn wir den Brief den Buben schicken, man kann nicht wissen — junge Herzen sind für das Gute wie für das Böse gleich empfänglich; am Ende bleibt der Stachel doch sitzen, und der gute Blaumann, der ohnehin seine Hände vollauf zu thun hat, um die Wohlerzogenheit und Sittsamkeit der Kinder in den Grund zu bohren, stößt dann auf neue Schwierigkeiten.

Richtig! ergänzte Camilla; auch können wir nicht berechnen, welche Folgen dies auf Theresens Seite nach sich ziehen würde. Sie kann, wenn sie sieht, daß bei den Kindern Alles verloren ist, Schritte der Verzweiflung thun, und uns vielleicht doch schwere Verlegenheit bereiten. Anders ist's mit dem zweiten Wege; Therese glaubt unsere Pläne glücklich vereitelt zu haben, wiegt sich in Sicherheit ein und ergreift keine weitern Mittel gegen uns; wir können dann in voller Gemüthlichkeit unsere Mienen legen, und wenn wir sie springen lassen, bleibt ihr nichts übrig, als den letzten Todesschrei auszustoßen; dieser aber dürfte uns gefährlich werden.

Gnädige Frau bedürfen nun einmal nie einer

Erläuterung! entgegnete Krummbein auf diese Auseinandersetzung, und grinste und fletschte die Zähne dabei, wie ein Tiger, wenn er der Beute ansichtig wird, auf die er lauert; — der gute Mensch nannte diesen Ausdruck seiner Fratze „Lächeln."

Ei, mich freut es recht sehr, lieber Krummbein, wenn Sie mich so gelehrig finden! sprach Camilla mit einer Bescheidenheit, um die sie die Hölle beneiden mochte.

Gelehrig? rief Krummbein im Tone der Verwunderung — gelehrig! ich muß mich in Demuth beugen vor der Meisterin!... Uebrigens habe ich noch eine Bemerkung zu dem Briefe, den wir im Namen der Burschen an Therese schreiben wollen. Ich fürchte nämlich, daß mir der Zufall nicht immer so günstig sein wird, wie diesmal, und will machen, daß kein Brief Theresens mir auskommt. Ich werde ihr deshalb schreiben, daß sie ihre Briefe an die Kinder dem Kaufmann Haselbaum überschicke, dessen Sohn ebenfalls in Wien studirt. Der Haselbaum würde den Brief immer den seinigen beilegen, und sein Sohn ihn dann den Kindern im Stillen übergeben; das heißt: so schreiben wir der Therese; eigentlich wird der Hasel=

baum die Briefe Theresens mir sofort einhändigen, ich werde mich schon verständigen mit ihm.

Ganz vortrefflich ausgedacht, lieber Krummbein! aber auch ich habe Ihnen noch etwas zu sagen ... Rathen Sie mir, was fangen wir mit Marien an?

Wie meinen Sie das, gnädige Frau?

Marie ist falsch, sie hat mich betrogen, sie hat Theresen alle meine Geheimnisse verrathen; sie dient Theresen und zwar treuer als mir!

Waren ihr denn unsere Pläne in Bezug auf die Burschen bekannt?

Die eben nicht; die hat uns Therese — wie sie selbst mir sagte — abgelauscht; sie war in einer Laube versteckt, als wir uns besprachen. Aber in anderer Beziehung hat Marie Verrath geübt.

Jagen Sie sie aus dem Hause! rief Krummbein entrüstet.

Ist das wirklich Ihr Rath, lieber Krummbein? frug Camilla spöttisch. Wenn ich fürchte, daß Marie das Vertrauen mißbraucht, welches sie bisher bei mir genossen, glauben Sie, daß ich mich beruhigt fühlen darf, wenn sie statt in meinem, in des Nachbars Hause

wohnt? ... Das dürften Sie schlecht berechnet haben, lieber Krummbein!

Ach, ich verstehe, gnädige Frau! Sie wüßten überhaupt kein Plätzchen, wo Ihnen das Mädchen ungefährlich erschiene, so lange sie plaudern kann... Da ist das einfachste und beste Mittel, wir machen sie — stumm! Wie?

Krummbein grinste und fletschte die Zähne wieder bei dieser Frage, seine Augen schienen unheimlich grüne Räder zu werfen, wie die einer Katze im Finstern. Einem ehrlichen Menschen hätte bei diesem Blicke das Blut in den Adern stocken müssen.

Camilla antwortete ihm auf sein fragendes „Wie?“ nicht; sie riß, wie zerstreut, die welken Blümlein der Winden ab.

Wir müssen sie stumm machen mit — Gold. Wie? frug er abermals, als er sah, das ihm Camilla nicht antworten mochte, in einem gedehnten, lauernden Tone.

Er weidete sich an der Verlegenheit des Weibes, das ihre Gedanken nicht auszusprechen wagte; — es gewährte ihm Lust, in ihrer Seele zu wühlen.

Gold habe ich schon gebraucht, nützt nichts! er-

wiederte trocken und abgebrochen Camilla, ein Federchen von ihrem Kleide streifend.

Hm! so! also — Eisen! raunte Krummbein, nachdem er vorsichtig um sich geblickt hatte.

Camilla brach eine Rose ab und steckte sie gleichgiltig an ihre Brust ...

Nun; gut, es ist abgemacht! sagte jetzt der Bösewicht, als er wieder vergebens auf eine Antwort wartete: darf ich Ihre Hand küssen, gnädige Frau?

Camilla reichte ihm lächelnd ihre Hand.

Wie glücklich bin ich durch Ihre Huld, gnädige Frau! ...

Sie nehmen also die Dirne auf sich, mein theurer Freund?

Die ganze Hölle, wenn Sie befehlen! rief Krummbein mit Begeisterung.

So sei Gott mit Ihnen! Ich muß fort, um mich zum Balle vorzubereiten, — lächelte Camilla, als hätten sie bisher von nichts Anderem, als vom Balle gesprochen.

Krummbein verneigte sich tief; Camilla entfernte sich mit raschen Schritten...

Hat die Hölle je ein verruchteres Weib in die Welt gespieen?! rief jetzt Krummbein, sich hoch aufrichtend ... Ob ich die Dirne auf mich nehme?... Freilich nehme ich sie auf mich, mein Täubchen — sprach er teuflisch grinsend, indem er sich auf den Rückweg machte — freilich nehm' ich sie, mein Schätzchen! Aber Du sollst auch schwer an ihr zu tragen haben ... hi! hi! hi! rieb er sich voll boshafter Schadenfreude die Hände — Du gehst ja trefflich — mein Mäuschen. — Die Frucht reift — und fällt dann — ich werde Sorge tragen, daß sie in **meinem** Schooß fällt — Täubchen!

Er verließ hohnlachend den Garten.

Siebentes Kapitel.

Herr Walter und seine Söhne.

Herr Wallner, Theresens Vater, war beiläufig fünfzig Jahre alt.

Er war ein in Geschäften allerdings erfahrener und gewandter Mann, sonst aber ein schwacher Charakter, den ein Weib, wie Camilla, ebenso geistreich als gemüthsarm, trefflich zu regieren wußte.

Wallner hatte von seinem Vater, einem angesehenen Kaufmann aus Berlin, ein beträchtliches Vermögen ererbt und durch eine reiche Heirat das Vermögen verdoppelt. Seine Braut, sanft und fromm wie ein Engel — so schilderte sie Wallner selbst, wenn er sie der mehr selbstständigen und oft energi-

schen Therese als Muster pries — war bei diesem Handel nur Nebensache gewesen.

Beide Gatten hatten sich nie geliebt; Frau Wallner ehrte ihren Gemahl und war ihm eine treue Hausfrau, denn sie kannte die Pflicht des Weibes und hielt dieselbe höher als Alles; zu innigeren Gefühlen vermochte sie ihr Herz nicht zu zwingen; genug, daß sie mit stiller Ergebung ihr tiefes Leiden trug, das ihr jene Stunde gebracht hatte, in der sie an den Kaufmann verschachert worden. Wallner benützte den Zeitraum einer fünfundzwanzigjährigen Ehe nur dazu, seinen Reichthum durch glückliche Spekulationen zu vergrößern. Friedrich II. Kriege boten ihm zu seinen Unternehmungen die beste Gelegenheit. Er leistete bedeutende Lieferungen an die Armee dieses Fürsten, deren jede allein ihn zum reichen Manne hätte machen können, und besonders war es der vor kaum zwei Jahren durch den Hubertsburger Frieden geendete siebenjährige Krieg, der ihm den Namen und Kredit eines halben Millionärs verschaffte.

Seine Gattin starb um eben diese Zeit. Sie hatte noch Einmal ihre Kinder gesegnet, und die Hand ihres Gatten, der trockenen Auges an ihrem

Sterbelager stand, gedrückt: — Sorge für sie — lispelte sie mit schwacher Stimme, und mit dem letzten Worte entfloh ihr Geist. — Sie starb an der Abzehrung, sprachen die Aerzte und die Nachbarn, und bedauerten die arme Frau, die ein so gutes Leben gehabt hatte; wer aber den Schmerz gesehen hätte, der so lange Jahre ihre Seele drückte, ihre Brust durchzog, der hätte wohl wahrer gesagt: Sie starb an gebrochenem Herzen!

Jetzt zog sich Wallner von den Geschäften zurück, die ihm auch nachgerade lästig wurden, und angelockt von der milden Sonne und den lachenden Fluren des edlen Magyarenlandes, welches er auf seinen frühern Reisen kennen gelernt — verließ er Preußen und nahm seinen Wohnsitz in Ungarn.

Er kaufte sich hier ein bedeutendes Gut und beschloß, daselbst seine Tage im Kreise seiner Kinder zu vollenden.

Doch der Zufall oder das Schicksal fügte es anders!

Er lernte die Gräfin Camilla Alborini kennen, die geldarme aber stolze Witwe eines venetianischen Großen und die noch ungekannte Liebe zog in das halb verwelkte Herz des Kaufmanns ein.

Wer konnte auch diesem Weibe widerstehen, das schön und lockend wie die Sünde, von jenem Zauber umgeben war, der mit Himmelsanmuth und irdischem Verlangen selbst einen höllischen Geist zum Sclaven gemacht hätte!

Wallner's Anträge wurden Anfangs mit verachtendem Hochmuthe zurückgewiesen, doch Camilla besaß noch mehr Verstand und tief berechnenden Eigennutz als Adelstolz und — willigte zuletzt in die Mißheirath.

Der gute Wallner liebte wahrhaft, liebte mit all' jener Gluth, die in dem Herzen eines fünfzigjährigen abgelebten Menschen, sonderbar genug, oft mit mächtigerer Flamme als im sechzehnjährigen Jünglinge lodert; er liebte die Witwe von vier und zwanzig Jahren, welche von blendender Schönheit und überlegenem Geiste beides zu benützen wußte, um aus ihrem Gemal das Spielzeug ihrer Laune zu machen.

Kaum waren die Flitterwochen vorüber, als Camilla die ersten Schritte zur unumschränkten Herrschaft that; sie traf auf schwachen Widerstand, ihr willkommen, denn die Vernichtung desselben konnte ihren Sieg nur erfolgreicher machen — sie brach ihn

und Wallner, der feine Kaufmann, der stets so kalt berechnende Geldmensch sah sich verkauft an ein Herz, das mit ihm Spiel trieb, an einen Geist, der ihn verachtete und auszubeuten wußte, an ein Weib, dessen Schönheit die glänzende Schale eines giftigen Kernes war, verkauft um den armseligen Preis, der Gemahl dieses Weibes heißen zu dürfen.

Uebrigens war Camilla zu klug, als daß sie sich mit gemeinem Triumpfe genügt hätte.

Ihre Pläne reichten weiter. Sie behandelte ihren Gatten zärtlich und fand darin das beste Mittel, ihren Willen stets durchzusetzen; Wallner konnte sie auch nicht der geringsten Untreue beschuldigen — Vorsicht war eine ihrer vorzüglichsten Eigenschaften — mit Einem Worte, sie führten ein glückliches Leben, wie es täglich vorkommt und die Leute es preisen, welche all' den Jammer nicht kennen, den Haß, die Verachtung und Heuchelei, das Laster, die Schmach und Schande, welche dieses Leben birgt — entsetzliche Dämonen, im Anfange leise einherschreitend, verschleiert und vom Teufel der Verstellung erborgte Larven zeigend; — doch kommt die gute Gelegenheit, wo der Geist der Hölle mit sengender Faust hineinwühlt

in das Mark des Lebens, dann werfen sie die Maske weg und zeigen mit unbekümmerter Frechheit die scheußliche ihnen angeborne Fratze...

Außer der neunzehnjährigen Therese besaß Wallner noch zwei Söhne, hoffnungsvolle Jünglinge von zwar verschiedenem Temperamente und Charakter, aber Jeder in seiner Weise viel versprechend, mit Eigenschaften begabt, deren Ausbildung bedeutende Erfolge sicherstellte. Der achtzehnjährige Edmund, eine schlanke Gestalt mit träumerischen Augen, sanft und weich, aber wenn es galt, voll Kraft und Ausdauer, begeistert für alles Schöne und wohl deshalb vielleicht mehr als räthlich der Liebe empfänglich, war ganz das Ebenbild seiner Mutter und Schwester.

Robert, der eben sein sechzehntes Jahr zurückgelegt hatte, glich an Gestalt seinem Vater, dessen Liebling er stets gewesen. Feurig, unstätt voll heftiger Leidenschaften, aufbrausend, aber selbst in seinen Fehlern noch immer liebenswürdig, verrieth schon sein Aeußeres, der stolze Blick des dunklen Auges, die bleichen, etwas eingefallenen Wangen, die fein gebogene, etwas römische Nase und der Mund, den ein gewisser höhnischer Zug charakterisirte, einen Menschen, der

leichter zum Bösen als zum Guten zu führen sein mochte.

Ihre Mutter hatte mit liebender Sorgfalt die beiden Knaben erzogen und im richtigen Verständniß des Charakters Beider das Edle zu erhöhen, das Unedle auszurotten, die einander entgegenstrebenden Eigenschaften zu versöhnen gesucht, — sie starb leider zu früh für die Beiden. —

Camilla hatte leichtere Mühe.

Es galt zu verderben und — es gelang!

* * *

Wir werden den beiden Jünglingen folgen, wir werden sehen, wie in erschütternden Szenen sich das Drama ihres Lebens entwickelt, wie mit höllischem Scharfsinne jenes Weib Dolch und Gift als Mittel roher Schwachköpfe wegwirft und fein berechnend das Getriebe menschlicher Leidenschaften benützt, um langsam aber vorwärtsschreitend, ihre entsetzlichen Pläne zu verwirklichen, wie sie die heiligsten, süßesten Triebe der Menschenbrust theils selbst, theils durch erbärmliche Sklaven ihres Willens zu vernichten und auszubeuten weiß, um ihre schnöden, eigennützigen Zwecke zu erreichen.

Ungefähr ein Jahr nach ihrer Verheiratung mit Wallner that Camilla den ersten entschiedenen Schritt auf dem Wege, der sie zu ihrem Ziele führen sollte. — Sie, ihr Gatte und dessen Sekretär, Krummbein, befanden sich in des Kaufmanns Arbeitszimmer und hielten großen Rath.

Ich kann der Meinung der gnädigen Frau nur beipflichten! sprach endlich nach längerem Hin- und Widerreden Krummbein mit näselndem Tone — Reisen bildet die Menschen, und junge Leute werden in der Fremde zu tüchtigen Männern. Richtiges Urtheil, Menschenkenntniß und feine Lebensart erwirbt man sich nur fern vom Elternhause.

Ich stimme dem Allen bei, versetzte Wallner, aber sie sind jung, unerfahren, empfänglich jedweden Eindrucks ....

Aber Sie hörten ja, lieber Wilhelm, unterbrach ihn Camilla, daß ein geprüfter Mann ihnen zur Seite stehen wird, ein Mann, den Herr Krummbein seit Jahren kennt und von ihm nur Gutes und Empfehlungswerthes zu sagen weiß. Und bedürfen sie nicht einer starken, männlichen Leitung? Die Kinder sind vernachlässigt, da sie schon seit lange — ohne Mut-

ter sind, sie haben manche Ungezogenheit angenommen ... Kann ich diesen steuern, kann ich's ohne Strenge? und darf ich als Stiefmutter streng sein? Wird man meine gutgemeinte Strenge nicht für stiefmütterliche Gehässigkeit ansehen? Und wird diese Strenge der Stiefmutter nicht gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie eigentlich hätte bewirken sollen? Und wenn Sie, mein Gemal, die verhaßte Strenge der Stiefmutter begünstigen, würde sich nicht das Herz der Kinder vom Vater abwenden? Fehlen sie aber und ich klage es Ihnen, mein Gemal, wird da die sogenannte weichherzige Welt nicht sagen: Ja, die Stiefmutter, die reißt das Herz des Vaters von dem der Kinder!?

Ja, ja — erwiederte der immer mehr in die Enge getriebene Gatte, — was werde ich thun? Sie sind mir so theuer, die lieben Kinder, ich soll sie jetzt verlieren, wo ich ihnen ganz zu leben gedachte. Heute oder morgen führt mir ein Schwiegersohn Theresen fort, und ich stehe dann allein, ganz allein.

Allein?! rief Camilla tief gekränkt, allein? O Wilhelm! mich, Ihre liebe Gattin, rechnen Sie also für Nichts! Das habe ich wahrlich nicht um Sie verdient!

Camilla sprach diese Worte in bewegtem Tone, mit zitternder Stimme, eine Thräne glänzte in ihrem Auge, das sie auf Wallner heftete, und ein schmerzliches Zucken bewegte ihre Lippen.

Der Kaufmann hatte verloren. Dieser Klage, dieser Thräne konnte er nicht widerstehen, er verwünschte heimlich sein unbedachtes Wort und räumte das Schlachtfeld.

Einige Tage darauf sah er, auf dem Balkone seines Hauses stehend, mit ahnungsschwerem Herzen seinen beiden Söhnen nach, die in Begleitung des Herrn Blaumann, Krummbeins Empfohlenem, mit raschem Viergespann die Straße dahinflogen, welche zur Hauptstadt führte.

— — — — — — — — — — —

Monate waren vergangen; Camilla, welche durch die Entfernung ihrer Stiefsöhne zwei unbequeme Wächter weniger zählte, gab sich, wie wir schon früher erzählt, ihrer verbrecherischen Liebe zu Arthur hin und schmiedete nebstbei ihre Pläne.

Achtes Kapitel.

Eine Verführte.

Der Zeitpunkt, in welchem der Anfang unserer Geschichte fällt, war ein schöner, für das gute Wien und für ganz Oesterreich. Nach langen Kriegsmühen war endlich Friede eingetreten, der große König von Preußen hatte einsehen gelernt, daß all' sein Feldherrngeist gegen ein Volk, das seine Fürstin liebt, nichts vermöge; noch war der Ruf der wackern Magyaren: Laßt uns für unsern König sterben! nicht verhallt und fand begeisterten Widerhall in den Herzen aller Oesterreicher, die bereit waren, von Neuem in den Kampf zu gehen, sobald der König in Berlin Lust dazu habe. Unterdessen schritt die Neugestaltung in allen Verhältnissen des politischen und bürgerlichen

Lebens rasch vorwärts und insbesondere Wien empfand mit Freude das Walten der Kaiserin und ihres „einzigen“ Sohnes, der bereits mit Thatkraft an den Regierungsgeschäften sich betheiligte. Mit dem Frieden kamen auch wieder der Handel und die Gewerbe zur Kraft und neuen Blüthe, und Glück und Zufriedenheit waltete bei Hoch und Niedrig. Wien ist sich immer so ziemlich gleich geblieben, und „Leben und leben lassen!“ ist ein Grundsatz, der in Oesterreichs Hauptstadt jederzeit seine volle Geltung fand. Besonders aber wurde in den Tagen unserer Geschichte viel gelebt.

Da gab es manche Feste, bald zum Andenken eines Sieges, bald wegen des Friedenschlusses, und war kein anderer Anlaß, nun, so gab man doch ein Fest, — eben des Festes wegen. Ueberall Freude, Heiterkeit, fröhlicher Genuß!

Nur Eine Person von all' den Hunderttausenden die da fröhliche Wiener hießen, schien die allgemeine Heiterkeit nicht zu theilen.

Dein Herz mochte wohl schwer gedrückt sein, du armes Kind, daß so bleicher Ernst auf deiner Stirne

lagert, oder ist es Krankheit, die deine Wangen so blaß, dein Auge so trübe macht?

In einem niederen Hause des „tiefen Grabens," das schon längst einem stattlicheren Gebäude Platz gemacht hat, saß am Fenster eines ebenerdigen Stübchens dieses blasse, traurige Mädchen.

Die Hände waren in den Schooß gesunken, sie blickte träumend hinaus auf die Straße — mit heiteren Gesichtern gingen da die Leute vorüber; es war Sonntag, ein Tag erwünschter Ruhe.

Die freundliche Maisonne lud zum Spazierengehen ein. Feierlich ertönten die Glocken zum Gottesdienste und junge hübsche Mädchen trippelten mit kleinen Schritten und ehrbarlichem Gesichte vorüber und eilten zur Messe.

Julie, so hieß das Mädchen am Fenster, sah manche Freundin, die ihr freundlich grüßend zunickte, ihr Gegengruß war ein Seufzer, der tiefen, herben Schmerz verrieth.

Da pochte es an der Thüre, eine plötzliche Röthe umzog das Antlitz des bleichen Kindes — die Thüre öffnete sich und eintrat — Edmund Wallner.

Edmund hatte sich wenig verändert, seit er das väterliche Haus verlassen. Es war noch derselbe blonde Lockenkopf mit den halb träumerischen, halb verlangenden Blick, nur hatte die Gestalt jene Biegsamkeit und Glätte angenommen, die der Landbewohner entbehrt, aber in einer großen Stadt früher oder später erlangt.

Julie war aufgesprungen und lag an der Brust des jungen Mannes.

Als sie sich aufrichtete und zu ihm emporblickte, bemerkte er Thänen in ihren Augen.

Was ist Dir, Julie? Woher diese Aufregung?

O ich weiß nicht, flüsterte das Mädchen, indem sie sich noch inniger an die Brust des Jünglings schmiegte, ich weiß nicht, aber mir war heute so bange ums Herz, es drückte und bebte, als wollte es bersten — und Du, mein Edmund, Du bliebst so lange aus!

Verzeihung! mein Julchen, entgegnete Edmund mit einiger Verlegenheit, aber Blaumann ...

O immer dieser verhaßte Mensch! rief lebhaft Julie, erleide ich eine Kränkung, so trägt gewiß immer Er die Schuld.

Du thust ihm Unrecht! mit Wissen und Absicht kränkt er Dich gewiß nicht. Aber heute hatten wir mancherlei Angelegenheiten zu besprechen. — Es könnte geschehen, setzte Edmund nach einer kleinen Pause hinzu, daß ich Dich — auf einige Wochen verlassen müßte ...

Edmund!!

Es war ein krampfhafter Schrei, dieses „Edmund!" wie der eines Menschen, der zum Tode getroffen; Julie trat einen Schritt zurück, Todtenbläße bedeckte ihr Antlitz.

Wallner schlug in sichtbarer Verlegenheit die Augen nieder und rang nach Fassung.

Edmund, Edmund! wiederholte das Mädchen — o meine Ahnung betrog mich nicht! Du willst mich verlassen — auf einige Wochen? — nein, nein — auf ewig! Du liebst mich nimmer!

Aber höre ...

Edmund! unterbrach ihn das Mädchen mit keuchender Brust und dem Ausdruck der höchsten Seelenangst im Gesichte: wenn es geschehen könnte, daß Du mich verließest, daß Du untreu würdest Deinen Schwüren,

wenn ich betrogen wäre, die ich Alles, Alles Dir hingegeben!! — Großer Gott! laß mein Herz nicht brechen, und bewahre mich vor Wahnsinn.

Nach einer Pause sprach sie etwas gefaßter und ruhiger:

Edmund! höre mein Geheimniß und wenn Du noch ein Herz im Busen trägst, wenn Du nicht alle Liebe zu Deiner Julie abgeschworen, so gib dem bösen Dämon kein Gehör, der Dich seit einigen Tagen zum Verbrechen treiben will — Edmund, setzte sie mit kaum hörbarer Stimme hinzu, indem sie das Antlitz mit beiden Händen bedeckend, auf einen Stuhl sank — Du bist Vater!

Edmund stand bleich und zitternd da, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne.

Es war eine Pause entstanden.

Julie saß auf dem Lehnstuhl neben dem Fenster und schluchzte leise.

Edmund stand abseits und schien mit sich selbst zu kämpfen. Endlich hob er das Haupt, sein Antlitz drückte einen festen Entschluß aus.

Er trat rasch auf Julie zu und ergriff ihre Hand.

Was Du mir eben sagtest, mein theures Mädchen, begann er mit ruhiger Stimme, bindet mich aufs Neue an Dich und legt mir neue, ernste Pflichten auf. Glaube mir, theuerste Julie, ich werde mein Versprechen halten.

O daß Deine Worte Wahrheit wären! erwiederte das Mädchen, indem halb Hoffnung, halb Zweifel aus ihrem Antlitz sprach, wenn Du Deine Julie lieb hast, wie vordem ...

Ja, ja, ich liebe Dich, Du süßes Engelskind! rief Edmund, indem er sie an sich zog und umarmte ich liebe Dich wie immer! — Du, jetzt meine Geliebte, meine Braut und bald, recht bald mein Weib. — Was sich zwischen uns Beide drängte, es sei selbst aus der Erinnerung ausgemerzt; es war ein böser Traum, den man gern vergißt, es war ein Gespenst der Nacht, das der freundliche Sonnenstrahl Deiner Liebe verscheucht. Aber verscheuche Du jetzt auch den trüben Ernst von Deiner Stirne, sei wieder mein heiteres, fröhliches Julchen.

Bin ich es nicht immer, wenn ich mich von Dir

geliebt weiß? entgegnete Julie, den durch Thränen lachenden Blick zu Edmund emporhebend, — aber in den letzten Tagen schien sich Dein Herz gänzlich von mir abgewendet zu haben. Du kamst so selten, Du warst so zerstreut, hattest kaum ein paar freundliche Worte für mich ...

Edmund schnitt ihr die Rede ab, indem er ihr einen langen, brennenden Kuß auf die Lippen drückte.

Sie hielten sich fest umschlungen und blickten einander in die treuen, liebeleuchtenden Augen.

Da öffnete sich die Thüre und eine bejahrte Frau von kleiner Statur aber rüstigem Wesen trippelte in das Zimmer.

Es war Juliens Mutter, die brave Witwe des Schreinermeisters Gottwald.

Ei, ei! rief sie aus, indem sie lächelnd mit dem Finger drohte, — ei, ei! was soll das? Am Sonntag Vormittag schon kommt man zusammen und küßt sich und kost, statt zur Kirche zu gehen? Wer hat Dir Frömmigkeit gelehrt, ungerathenes Kind, Du? und Sie, Herr Wallner — ich sollte Ihnen recht böse sein, daß Sie in meiner Abwesenheit einschleichen, wie der Marder zur Taube.

Verzeihung, lieb Mütterchen! erwiederte Edmund, aber ich war gekommen, um meiner Julie eine angenehme Nachricht zu bringen.

Und die ist? fragte neugierig Frau Gottwald.

Daß heute über vier Wochen der Marder Euch, lieb Mütterchen, das Täubchen entführen wird.

Wie, was? entgegnete Juliens Mutter; ich verstehe Sie wahrlich nicht, Herr Wallner! was soll das bedeuten?

Es soll bedeuten, daß in vier Wochen Julie mein Weib ist.

Edmund sprach diese Worte mit fester Stimme und warf dabei Julien einen Blick zu, der seinen bestimmten Entschluß ausdrückte. Hierauf fuhr er fort:

Heute schreibe ich noch an meinen Vater und bitte um seine Einwilligung, die er mir gewiß nicht versagen wird.

Das gäbe wohl eine hübsche Ehe; sprach spottend Frau Gottwald, zwei Kinder, die Eheleute spielen.

Spotten Sie nur, Mütterchen! rief Edmund, es geschieht doch. Bei uns in Ungarn ist das keineswegs

außerordentlich; da heiraten gar viele Bursche mit achtzehn, neunzehn Jahren und sind eben so wackere Hausväter, als hätten sie schon ihre dreißig Jahre auf dem Rücken.

Mag sein, aber wir wollen noch ein paar Jährchen warten.

Nicht einmal ein paar Monate, Mütterchen! — entgegnete scherzhaft trotzend der Jüngling.

Ihr scheint große Eile zu haben, Herr Schwiegersohn? erwiederte in demselben Tone die Mutter.

Wer hätte die nicht, sprach Edmund, während Julie sich abwandte, um ihr flammendes Antlitz zu verbergen, wer hätte die nicht, der nach dem Besitze eines so holden Mädchens strebt, wie meine theure Julie ist. O Mütterchen! willigen Sie ein. Sie verlieren ja nichts, denn Sie bleiben bei uns, und wir wollen Alle Drei zusammen ein Leben führen, um das uns die Engel beneiden sollen!

Ei, Du Schelm! rief jetzt die alte Frau lachend aus, jetzt will er mich bestechen. Kein Wort mehr, bevor Sie nicht wissen, was Ihr Vater von der Sache denkt.

O wenn kein anderes Hinderniß, so ist Julie in wenig Tagen mein! . . .

Edmund verließ Mutter und Tochter.

Jene war zufrieden, denn sie hoffte, daß ihre Tochter an der Seite eines so braven und wenn auch noch so jungen, doch schon über seine Jahre gereiften Mannes glücklich sein würde.

Julie war schon jetzt glücklich: sie sah sich ja wahrhaft geliebt und die unnennbare Seelenangst, die sie in den letzten Tagen erlitten, wie die Furcht, der Schande eines verlassenen, um seine Unschuld betrogenen Mädchens preisgegeben zu sein, war durch das Benehmen ihres Geliebten vernichtet und eine süße, freudige Hoffnung an ihre Stelle getreten.

Bald nachdem sich Edmund entfernt hatte, kam neuer Besuch.

Es war ein Vetter, der bei Frau Gottwald in gar hoher Achtung stand, denn er hatte schon etliche Dutzend von Komödien und Ritterschauspielen fabrizirt, wie sie damals in Wien gar gerne gesehen wurden. Auch hatte er Juliens Mutter seit Jahren zu ihrem Geburts- und Namensfeste eine bedeutende Anzahl Reime, die

gar zierlich auf feines Papier gemalt waren, nebst einem Blumenstrauß verehrt, und die gute alte Frau, welche derlei Aufmerksamkeiten zu schätzen wußte, war daher ihrem berühmten Herrn Vetter in nicht geringem Grade gewogen.

Er kam heute in vollem Staate mit schneeweiß gepuderter Perrücke und steifem Zöpfchen im Nacken, und lud in wohlgesetzter Rede seine Muhme und Nichte zum heutigen Schauspiele ein. Er hatte ein neues, höchst blutiges Drama gedichtet, von dem er sich bedeutenden Erfolg versprach, und wollte seinen Triumph vor den Augen seiner liebwerthen Verwandten feiern.

Frau Gottwald sagte zu und versprach: mit Julien zur Stunde zu erscheinen. Diese freute sich herzlich auf den seltenen Genuß und bedauerte nur, daß Edmund schon fort sei, der sie gewiß begleitet hätte. Es wäre gar so schön gewesen, wenn sie an seiner Seite im Schauspiele hätte sitzen und den Neid aller versammelten Damen erregen können. Denn Edmund Wallner, der liebenswürdige Sohn des steinreichen Kaufmanns, hatte das Herz so mancher Schönen der Kaiserstadt gefangen genommen, er aber schien weder

ihre schmachtenden Blicke noch ihr reizendes Lächeln zu bemerken.

Julie wußte das sehr gut und hätte sich gerne diesen kleinen Triumph vergönnt.

Edmund war nach Hause zurückgekehrt.

Sein Entschluß, den er Julien und deren Mutter angekündet, stand fest in seiner Seele; das Bild eines Weibes, welches er vor Kurzem kennen gelernt und dem er bald nur zu viel Raum in seinem Herzen gegeben hätte, trat in den Hintergrund und schien einer vollen Vergessenheit anheimzufallen. Er betrachtete sich schon als Gatte Juliens; und heute noch mußte der erste, entscheidende Schritt in dieser Sache geschehen, von deren Lösung das Glück und die Ehre dreier Menschen abhing.

Er betrat seine Wohnung.

Robert und Blaumann waren nicht zugegen, im Vorzimmer lungerte der Diener herum, ein junger Bursche mit verschmitztem Gesicht, zu dem Edmund keine besondere Zuneigung fühlte, und den er nur duldete, weil ihn Blaumann und Robert stets vertheidigten. Robert machte ihm Sorge. Er schien seit

einiger Zeit ein sehr unregelmäßiges Leben zu führen, und wenn Edmund sich anschickte, ihn freundlich zu ermahnen, so schnitt er ihm mit kurzen Worten die Rede ab und wußte mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit das Gespräch schnell auf andere Dinge zu lenken. Auch heute war er wieder die ganze Nacht vom Hause weggeblieben und noch nicht zurückgekehrt.

Doch in diesem Augenblicke achtete Edmund weniger darauf, da ihn einige Angelegenheiten zu sehr beschäftigten.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und begann einen Brief an seinen Vater.

Er mochte ungefähr eine halbe Stunde mit den Schreiben beschäftigt gewesen sein, als sich die Thüre öffnete und Herr Blaumann, der Hofmeister oder eigentlich der Gesellschafter der beiden Brüder, ins Zimmer trat.

Neuntes Kapitel.

Die Versuchung.

Als Edmund sich umwendend, seinen Hofmeister erblickte, flog eine Wolke des Unmuths über seine Stirn und er wollte schnell das Schreiben in dem Pulte verschließen, aber es war zu spät.

Schon stand Blaumann neben ihm und frug mit größter Artigkeit zwar, aber in einem Tone, der einen sonderbaren Eindruck auf den Angeredeten machen mußte:

Was ist das für ein Schreiben, lieber Edmund, das Sie vor mir zu verbergen trachten?

In den letzten zwei Worten sprach sich so viel gekränktes Selbstgefühl und zärtliche Besorgniß um

seinen Zögling aus, daß dieser mit der Verlegenheit eines Knaben entgegnete:

Sie scheinen gekränkt! Es würde mich schmerzen, wenn ich die Schuld hievon trüge — verzeihen Sie mir, lieber Blaumann! — Was das Schreiben betrifft, so ist es an meinen Vater gerichtet, und mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein Geheimniß zwischen mir und ihm.

Edmund, Edmund! Ich kenne Sie nicht mehr; solches Mißtrauen habe ich nicht verdient!

Edmund sann eine Weile nach.

Nach einer kleinen Pause endlich gab er Blaumann den Brief mit den Worten:

Was Sie hier lesen, ist mein unerschütterlicher Entschluß, das schwöre ich Ihnen!

Sie verschanzen sich ja furchtbar? entgegnete Blaumann mit einem feinen spöttischen Lächeln, indem er den Brief hinnahm, fürchten Sie einen Angriff, daß Sie sich so schnell hinter das Bollwerk eines Schwures zurückziehen?

Edmund blieb die Antwort schuldig.

Blauman las mit voller Aufmerksamkeit den Brief.

Sein Gesicht war vollkommen ruhig geblieben, Edmund konnte trotz aller Anstrengung unmöglich auch nur im Entferntesten ahnen, welchen Eindruck das Schreiben auf seinen Hofmeister machte.

Aber wie erstaunte er und wie wuchs sein Erstaunen von Minute zu Minute, als er sah, wie Blaumann den Brief faltete, konvertirte und mit raschen Zügen die Adresse: An Herrn Wilhelm Wallner, Gutsbesitzer zu V. in Ungarn — niederschrieb.

Blaumann siegelte das Schreiben, hierauf erhob er sich und Edmund die Hand drückend, sagte er in einem, wie es schien vor Freude erregtem Tone:

So, mein lieber Edmund, handle ich, wo die Ehre und das Lebensglück meines Zöglings auf dem Spiele steht. Schnell aber wohl überlegt und rasch gehandelt.

Edmund war von seinem Gefühle übermannt.

Er sank seinem Lehrer an die Brust und Thränen entquollen seinen Augen.

In diesem Augenblicke, wo Edmund sein Haupt auf die Schulter Blaumanns stützte, bot das Gesicht des Letztern eine seltsame Veränderung: Ein höhnisches

Lachen umspielte seinen Mund und dabei funkelten die Augen von düsterem Zorne — es war eine wahre Teufelsfratze — doch als im nächsten Augenblick Edmund das Haupt erhob, hatte Blaumanns Gesicht wieder seinen freundlich milden Ausdruck angenommen.

Ich glaube, Ihnen bewiesen zu haben, begann endlich Blaumann, daß ich Ihren Entschluß, Julien zu ehelichen, nur billige, ja sogar unterstütze, es war dies auch vom Anfange an meine Lieblingsidee, — aber — Sie dürfen die schöne Baronin Josephine nicht etwa deshalb fliehen! fügte er lächelnd hinzu.

Wie meinen Sie das? fragte Edmund erstaunt.

In der natürlichsten Weise von der Welt! entgegnete Blaumann mit sicherer Ruhe. Artigkeit und Klugheit fordern, daß Sie die Baronin noch etliche Male besuchen, bis Sie Ihre Vermälung feiern.

Bei Gott! rief Edmund aus, ich fürchte dieses Weib!

Das ist sonderbar! ich bin zwar ein alter Junggeselle und verstehe mich schlecht auf Weiber, aber Josephine scheint mir denn doch nichts Furchtbares an sich zu haben; daß man sie lieben könne, begreife ich, aber fürchten ...

Nun ja, ich fürchte sie, ich fürchte ihre Gesellschaft, weil ich fürchte, sie lieben zu müssen, wenn ich es wage, in den Zauberkreis zu treten, in dessen Mitte sie, einer Schlange gleich, auf Beute lauert.

Pfui, pfui! Edmund! Sie thun der armen Baronin Unrecht. Sie ist lebenslustig, sie läßt sich, gleich allen Frauen, gerne den Hof machen, aber sie mit einer Schlange zu vergleichen, das ist mehr als gewagt. Suchen Sie keine Gefahr dort, wo keine ist, und legen Sie der Sache nicht zu viel Wichtigkeit bei — sonst könnte man glauben, daß Eitelkeit von Ihrer Seite im Spiele sei.

Edmund, der in der That zu verständig war, um eitel zu sein, verdroß dieser Verdacht, doch entgegnete er nichts, denn er war zu sehr mit seinen widerstrebenden Gefühlen beschäftigt. Wieder trat das Bild dieses Weibes, das vor einer Stunde Kraft und Leben verloren zu haben schien, deutlich und triumphirend vor seine Seele, und Juliens Gestalt rang vergeblich, ihren Platz zu behaupten.

Nein, nein, sprach er bei sich selbst, meine Schuld ist es nicht, daß sich der Gedanke an Josephine so lebhaft und lockend mir aufdringt — es ist das Spiel

eines bösen Dämons! Aber, fuhr er im Gedanken fort, ich will und werde siegen! Ich will hin zu ihr und ihr kühn ins Auge schauen, und sei ihr Blick noch so flammend, er soll mein Herz nicht versengen, und sei ihre Rede lockend wie Sirenengesang, so wird der Gedanke an Julie ein starker Schild sein, an dem ihre süßesten Worte abprallen werden.

Der arme Thor! Er war eitel geworden, und es war die schlimmste Eitelkeit, welche ihn befallen konnte — die nämlich, an den Kampf mit einem Weibe auch nur zu denken!

Blaumann hatte den jungen Mann scharf beobachtet, auf diesem offenen, edlen Gesichte konnte er ohne Mühe lesen, was in der Seele Edmunds vorging, der Verstellung und Falschheit nur dem Namen nach kannte.

Kaum vermochte der Hofmeister seine Freude zu unterdrücken, als endlich der Jüngling seinen Gedanken Worte gab.

Ich habe es mir überlegt, lieber Blaumann, Sie haben Recht! Es wäre thöricht und feige von mir

und unanständig zugleich, die Gesellschaft dieses Weibes zu meiden.

Also Sie lösen Ihr gestern gegebenes Versprechen, die Frau Baronin heute in's Schauspiel zu begleiten?

Gewiß! versetzte Edmund mit Entschiedenheit. Aber eine Bedingung stelle ich.

Und die ist? fragte Blaumann mit Spannung.

Sie schwören mir, heute noch den Brief an meinen Vater zu senden.

Ich schwöre Ihnen lieber Edmund, Ihre Bedingnisse, so gewiß zu erfüllen, als Sie morgen noch, so bestimmt wie heute diese Erfüllung wünschen werden.

Blaumann sprach diese Worte ohne besonderen Nachdruck, so daß Edmund, der gleichsam in einem Taumel der verschiedenartigsten Gefühle sich befand, die eigenthümliche Form dieses Schwures ganz und gar unberücksichtigt ließ.

Mit einem freundlichen Händedruck schied er von Blaumann.

Dieser sah dem Weggehenden mit halb ironischen

halb verachtendem Lächeln nach, nahm hierauf den Brief und verbrannte ihn an der Kerzenflamme.

Ich habe nicht dreißig Jahre lang die Menschen und ihre Leidenschaften studirt, murmelte er vor sich hin, während er den brennenden Brief betrachtete, als daß ich nicht ein Knäblein, wie Du bist, in die Falle locken konnte. Geh nur, geh! habe die Weisheit und den Muth und den Anstand zugleich, die Gesellschaft der Baronin zu suchen; es dürfte Dir übel bekommen. — Wahrhaftig, Krummbein und seine schöne Gebietherin, die ihren gräflichen Stammbaum mit der Elle des Kaufmanns maß und ihn um ein bedeutendes kürzer fand, als die Geldkisten des Krämers — sie können mit mir zufrieden sein. — Und wahrlich! es ist kein leichtes Stück Arbeit. Mit Robert — nun das ist Spiel; wenn Der einen Heiligen zum Erzieher hätte, er ginge durch seine unzähmbaren Leidenschaften dennoch zu Grunde — aber dieser Edmund macht Mühe. Seine Tugend ist aalglatt, man vermag sie nirgends fest zu halten, um sie ihm aus dem Busen reißen zu können — man gleitet ab und sie steht fester als zuvor. Doch Geduld, Blau=

mann, Geduld! was Du nicht im Stande bist, überlasse jenem Weibe, das unbewußt Deinen Plänen dient.

Nach diesen Worten trat er zum Fenster und übergab die Aschenreste des verbrannten Briefes dem Winde. Lächelnd sah er zu, wie die Asche sich immer höher hob, bis sie über die Giebel der Häuser hinweg seinen Blicken entschwand, dann verließ er mit vergnügtem Gesichte, dem Diener gnädig einen Abschiedsgruß zuwinkend, die Wohnung.

Auf der Wieden *) stand zur Zeit, in der sich unsere Geschichte zutrug, in der Nähe des „Freihauses" ein hübsches Gebäude mit zwei Stockwerken. Es war rings von einem weitläufigen Garten umgeben, und hatte in seiner Vereinzelung, denn nur hie und da stand ein Haus, und weit hin breiteten sich Gärten und Felder aus — das Aussehen einer reizenden Villa. Es herrschte hier eine wohlthuende Ruhe und das Zwitschern der Vögel, das Summen der Bienen und all' dies namenlose leise Geräusch, wie es dem Wanderer auf den Fluren und im Walde entgegentönt, ließ ganz vergessen, daß man sich in der Haupt- und Residenzstadt

*) Eine Vorstadt in Wien.

des mächtigen Oesterreichs befand. Jenes Haus nun bewohnte im ersten Stockwerke ein Advokat, der sich aber längst von den Geschäften zurückgezogen hatte, ein altes dürres Männchen, dessen Aeußeres so ziemlich dem einer Mumie glich: — das zweite Stockwerk bewohnten der Baron Olmers und seine Gemahlin Josephine.

Der Herr Oberst war ein Mann von hoher Statur und kriegerischem Aussehen, der, wenn er im Galopp die Fronte abritt, das Herz eines jeden Soldaten höher schlagen machte; ebenso geliebt als gefürchtet und bekannt als einer der tapfersten Haudegen in der Armee, sah das ganze Regiment mit Stolz auf ihn, und Einer erzählte dem andern mit Bewunderung, wie er die Preußen niedergesäbelt hatte, und selbst tüchtig zerhauen wurde. Liebten ihn nun seine Soldaten, so war er weniger beliebt — bei den Weibern. Und es war nicht zu wundern; denn der gute Oberst besaß nicht Eine Eigenschaft, die ein Weib hätte anziehen können, und sein von Blatternarben entstelltes, von Säbelhieben zerfetztes Gesicht, sein dicker borstiger Schnurbart und das gesträubte Hauptthaar, dessen Farbe schon sehr in's Graue spielte, so wie sein bar-

sches, selten eine Rücksicht beobachtendes Benehmen, das, wenn seine Leidenschaft erregt war, in Wildheit ausartete, konnte das schöne Geschlecht bei seiner Annäherung nur zurückschrecken, niemals fesseln.

Und doch hatte er ein Weib gefunden, das sich mit ihm auf ewig zu verbinden entschließen konnte, und noch unbegreiflicher: dieses Weib war von auffallender Schönheit. Josephine mochte beiläufig achtundzwanzig Jahre zählen. Sie war über mittlere Größe und besaß eine stolze freie Haltung, ihr edel geformtes Antlitz trug das Gepräge tiefen Verstandes, und aus ihren Augen leuchtete eben so viel Seelengüte, als sinnliche Begierde, welche auch die leicht aufgeworfenen Lippen anzeigten. Aber starke Leidenschaften herrschten in diesem wogenden Busen, die nur der Gelegenheit warteten, um mit voller Gewalt auszubrechen.

Daß die Ehe zwischen Gatten, deren Charakter sich in so Manchem glich, aber eben weil leidenschaftlich, nur Streit und Haß gebären konnte, eine unglückliche sein mußte, ist natürlich. In den ersten Jahren war das Einvernehmen ein ziemlich gutes, der Oberst schlug sich an der Spitze seines Regimentes

Jahrelang in Böhmen, Sachsen, Schlesien mit den „deutschen Brüdern" herum und war in fünf Jahren kaum auf fünf Tage nach Wien gekommen, wo seine junge Frau an der Spitze eines Regiments von jungen, eleganten Herrchen eben so meisterhaft zu kommandiren, Schlachten zu liefern und Siege zu erringen wußte, wie ihr Herr Gemahl, um dessen Dasein sie sich so wenig kümmerte, als hätte sie ihn kaum dem Namen nach gekannt.

Doch der Friede trat ein und der Oberst erhielt mit seinem Regimente die Bestimmung nach Wien. Es waren kaum vierzehn Tage vergangen, als der Oberst eines Abends unvermuthet und mit zornglühendem Antlitz in den Salon seiner Gemahlin trat, die eben in einer Sitzung, bei der sich fast ein Dutzend gedienter Leute ihres Regiments eingefunden hatten, den Vorsitz führte. Der Oberst rief mit einer Donnerstimme, als stünde er vor einer halben Million Grenadiere, den gewaltigen Bürschchen zu, sie möchten gefälligst sich zum Teufel scherren, wenn er nicht ihnen Alle die Hälse brechen solle, worauf die Herren, wie ertappte Schulknaben, davonschlichen. Josephine versuchte eine Ohnmacht, was ihr aber mißlang, da-

her sie vom Sopha aufsprang und wüthend vor Zorn, mit einem Messer bewaffnet, auf ihren Gemahl losstürzte. Dieser, hierauf nicht vorbereitet, zog sich zurück und überließ seiner Gattin das Schlachtfeld.

Der Krieg war erklärt und wurde von beiden Seiten mit Hartnäckigkeit und Erbitterung geführt. Eine neue unliebsame Eigenschaft des Obersten zeigte sich jetzt in vollem Lichte. Er war nämlich eifersüchtig wie Othello, und Josephine, die an Keuschheit und Tugend keineswegs eine Desdemona war, gab ihrem Gemahl nur zu viel Anlaß, seinen Verdacht für völlig begründet zu halten. Zweimal hatte er sich mit Männern geschlagen, denen er die Verführung seiner Gattin zur Last legte, der eine starb am Tage nach dem Duell — eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt, dem andern hatte der Oberst ein Ohr und die halbe Wange weggehauen. Die Anbeter zogen sich scheu zurück, denn ihnen war das Leben und der Besitz ihrer Ohren zu theuer, als daß sie diese hohen Güter für ein Weib aufs Spiel setzen sollten, das ihnen oft wochenlanges Schmachten und Seufzen nur mit einem — Korbe lohnte. — Josephine war wüthend darüber, sie sah sich allein in der Gesellschaft eines Mannes,

den sie haßte und der ihre zärtlichen Gefühle mit gleicher Münze vergalt.

Sie spielte nun die unglückliche Gattin. Ging sie in Gesellschaft, so rieb sie sich früher die Augen roth, und schminkte die frischen, blühenden Wangen mit Puder. Es gab Leute, die boshaft oder mitleidig genug waren, sie zu fragen, ob sie leidend sei? worauf sie tief aufseufzte, eine Thräne hervorpreßte und dabei einen Blick auf ihren Gemahl warf, der deutlich sagte: Dieser Unhold ist schuld, daß ich in den nächsten Tagen am gebrochenen Herzen sterben werde.

Kam sie nach Hause, so lehrte sie ihren Papagei verschiedene Worte, die derselbe auch in kurzer Zeit recht deutlich und geläufig herzuplappern wußte.

Trat der Oberst in ihr Zimmer, so mußte er von dem Vogel allerlei unliebsame Ausdrücke hören, als: Barbar! Arme Josephine! Grausamer Gatte! Türke! Türke!

Besonders das letzte Wort, welches Papchen oft hundertmal in einem Athem dem Obersten entgegenschrie, erregte den Grimm des christlichen Helden. Endlich wurde es ihm zu arg und eines Tages ließ er

Papchen vor den Augen seiner Herrin den grausamen Tod der Erdroßlung sterben.

Von dieser Stunde an schloß sich Josephine in ihr Zimmer ein, und als eines Tages der Baron drohte, er werde die Thüre einstoßen, oder Feuer vor derselben anlegen, so öffnete Josephine zwar, aber der eintretende Gemahl wurde von einer großen grauen Katze mit solchen „Kratzfüßen" empfangen, daß er, abgeschreckt durch dergleichen Komplimente, die Zimmer Josepinens nimmer wieder betrat. Man sah sich jetzt selten mehr. Zuweilen begegnete man einander auf Spaziergängen oder in Gesellschaften, wo Josephine am Arme einer alten Frau erschien und selbst die Besuche von Männern duldete der Oberst, obwohl mit verbissenem Zorne, seit Josephine während einer Eifersuchtsscene mit augenblicklicher Scheidung gedroht hatte. Am Grunde seines Herzens fand Baron Olmers doch noch immer ein Stückchen Liebe zu seiner schönen, boshaften Frau, und er fürchtete nichts mehr, als die Verwirklichung der ausgesprochenen Drohung. Es trat also ein Waffenstillstand ein, der nur zuweilen durch Plänkeleien unterbrochen ward, wenn das eifersüchtige Herz des Obersten zu sehr gepeinigt wurde.

Um diese Zeit hatte Josephine Edmund Wallner kennen gelernt. Es war im Hause einer Freundin, wo sie ihn zum ersten Male sah und sogleich von seiner Einfachheit, seinem geraden, verständigen Wesen und zugleich von jener edlen Glut, die er in einem zufälligen Gespräche über Poesie entwickelte, warm für ihn eingenommen wurde. Sie wußte sich ihm zu nähern und die Leidenschaftlichkeit des schönen Weibes konnte nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die empfängliche Seele des Jünglings bleiben; ja es kam so weit, daß er das einfache Mädchen, Julien, die ihm mit aller Kraft der Liebe anhing, von sich stoßen konnte und es jener Scene zwischen ihm und seiner Geliebten bedurfte, deren Verlauf wir in dem früheren Kapitel schilderten, um den jungen Mann zu seiner Pflicht zurückzurufen. Doch mit List hatte Blaumann ihn zu bewegen gewußt, Josephinen nicht plötzlich zu meiden, und vielleicht hatte sich Edmund nur zu leicht und schnell durch die Scheingründe seines Hofmeisters bestimmen lassen.

Es war fünf Uhr Nachmittags, als Edmund in das Zimmer der Baronin trat, welche in reizendster Toilette auf einen Divan hingesunken lag und dem jungen Manne die schneeige runde Hand zum Gruße reichte.

Edmund küßte die dargebotene Hand Josephinens, welche leicht die seine drückte.

Es durchbebte den jungen Mann, denn er bedachte die Gefahr, welche ihn bedrohte. Allein mit diesem Weibe, deren Augen vor Lust und Leben flammten, in einem von den süßesten Düften erfüllten Zimmer; das Licht des Tages etwas gedämpft durch die halb geschlossenen Jalousien; draußen sangen lustig Vögel und girrten verliebte Tauben, Alles schien darauf berechnet, zu lieben und zu genießen.

Es galt, alle fünf Sinne zusammenzunehmen, oder besser, sich einiger zu entschlagen, wollte man dem berauschenden Zauber nicht erliegen.

Josephine lud Edmund ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen, doch dieser rückte schnell einen Stuhl und setzte sich.

Josephine schien nicht besonders damit zufrieden und sagte mit Betonung:

Ich liebe es wahrhaftig nicht, Herr Wallner, wenn eine mir werthe Person mir gegenüber Platz nimmt. Eine solche Stellung hat immer, wenn nicht etwas Feindliches, so gewiß etwas Ernstes, Feierliches,

Unbequemes an sich, was der freundlichen Unterhaltung Eintrag thut. Man setze sich nebeneinander und allsogleich macht sich eine angenehme Vertraulichkeit und Uebereinstimmung der Gedanken und Gefühle geltend.

Verzeihen Sie, gnädige Frau Baronin....

Ah! unterbrach ihn diese, da sehen Sie die Folgen!

Gnädige — Frau — Baronin!!! Dieser abgemessene, frostige Ton und diese hochtönende, von Ehrfurcht strotzende Anrede, wie abgeschmackt! Hätte ich Sie an meiner Seite, sie hätten mich gewiß mit: Liebe Josephine! angesprochen — und es wäre ja nicht das erste Mal gewesen, — versetzte sie im vorwurfsvollem Tone hinzu.

Die Gefahr wurde immer drohender.

Edmund versuchte Juliens Bild vor seine Seele zu rufen, es mißlang; er sah ja ein glühendes verlangendes Weib „in leibhaftiger Gestalt“ vor sich wie hätte da ein Bild, ein Schatten sich behaupten können.

Josephine, die seine Zerstreuung bemerkte, war erbost über diese Unart, wie sie es nannte. Sie hatte manche Gegenstände in das Bereich des Gespräches zu

ziehen versucht, Wallner gab immer verkehrte Antworten.

Endlich rief sie ungeduldig aus:

Edmund! Sie sind heute unausstehlich! Sie betragen sich, als ob Sie verliebt wären, und sind es doch nicht, können es nicht sein.

Ich könnte es nicht sein? fragte Edmund halb lächelnd, halb seufzend, denn er bedachte, daß er es mehr als zu viel sei.

Nein, nein! entgegnete lebhaft Josephine. Ihr wißt nicht zu lieben, auch seid Ihr zu träge dazu. Die Franzosen und Italiener verstehen die Kunst noch am besten. Gehen Sie nach Paris, Edmund, und Sie werden lernen, wie man liebt.

Sie waren in Paris, liebe Josephine? fragte boshaft Wallner.

Allerdings, Spötter! Vor meiner Verheirathung mit dem traurigen Ungeheuer, das sich Oberst Baron Olmers nennt, lebte ich etliche Jahre in jener Stadt der Lust und Liebe.

Und haben dort die Wissenschaft der Liebe gelernt?

Mit Eifer! entgegnete lächelnd die Baronin, in=

dem sie einen Blick auf den jungen Mann warf, welcher dessen Pulse rascher schlagen machte.

Es war auch in jener Stadt, fuhr Josephine im Tone der Erzählung fort, wo ich meine erste Probe bestand. Es lebte dort ein junger Mann von Ihrer Gestalt und Ihren Jahren. Er war bekannt wegen seiner Kälte und Zurückgezogenheit, sonst aber ein liebenswürdiger hübscher Junge, wie Sie, Herr Wallner. — Josephine muß ihr Probestück in der Kunst zu lieben, ablegen! rief einst ein Glied der heitern Gesellschaft, die sich wöchentlich bei meiner Tante, einer lebenslustigen Frau in den schönsten Jahren, versammelte. — Bravo! riefen die Andern. Sie stellte sich selbst eine Aufgabe. — Bravo, bravo! tönte es im Chor. — Ich damals zwanzig Jahre alt und bereits Witwe, stand auf, neigte mich vor der Gesellschaft und sagte: Wenn Sie, meine Herren und Damen, einverstanden sind, so stelle ich mir die Aufgabe, Amand — so hieß jener junge Mann — ich mich verliebt zu machen. — Ein allgemeines Ah! wurde hörbar. — Kind, rief besorgt meine Tante, Du versuchst das Unmögliche, Amand hat ein Herz von Stein! — Er hat ein Herz von

Eis! rief ein Anderer. — Er hat gewiß gar kein Herz! rief eine Dame, die vergebens ihre Künste angewendet hatte, um Amand in ihr Netz zu ziehen. — Lassen Sie mich nur machen! entgegnete ich mit Sicherheit. — Und — ich habe meine Aufgabe gelöst.

Auf welche Weise? fragte Edmund mit erregter Stimme.

Auf die einfachste von der Welt! antwortete Josephine, indem sie einen zweiten glühenden Blick auf Wallner richtete, unter dessen Strahl der Arme zusammenbebte.

Ich lud Amand zu einem Besuche ein. Er kam und nahm mir gegenüber Platz. Er hatte dieselbe unartige Gewohnheit, wie Sie, lieber Edmund. Wir unterhielten uns über gleichgiltige Gegenstände. Endlich lenkte ich das Gespräch auf die Liebe. Es brauchte lange, bis die Eisrinde schmolz, welche dieses Herz umgab, aber endlich horchte Amand eifriger dem Gespräche. Ich führte ihn immer weiter und endlich rief ich aus: Und Sie, Amand, können und wollen nicht lieben?! — Doch kann und will ich! rief er aus, aber ich fand noch kein liebenswürdiges Weib. Sie sind

Alle so kalt, sie sind keine Weiber, sondern gebrechliche Püppchen, ohne Herz, ohne Sinn. Sie sind tugendhaft, sie sind es bis zur Fadheit, ergeben sie sich dem Laster, so kennen sie keine Grenzen. Ich liebe die Tugend, wenn sie anmuthig ist, ich liebe die Sünde, wenn sie nur die Grenze, welche das Gefühl der Schönheit zieht, nicht überschreitet, aber das Langweilige und Unschöne ist mir in gleichem Maße zuwider.

So sprach Amand, und ich sah, daß dieses Herz, das man von Stein glaubte, ein glühender Vulkan war, in dessen Tiefen es flammend kochte und gährte. — Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich sprang auf — bei diesen Worten erhob sich Josephine rasch vom Divan und zeigte den trunkenen Blicken Edmunds ihren königlichen Wuchs — und rief dem jungen Manne entgegen: Amand! sieh vor Dir das Weib, das Du suchtest: Ich bin schön, bin stolz wie die Lilie, keusch wie das Veilchen, liebeglühend wie die Rose; willst Du an mein Herz, Amand?!

Josephine hatte sich bei diesen Worten mit halbausgebreiteten Armen gegen Edmund gewendet und ihr wogender Busen zeigte an, daß sie mehr als erzählte.

Dem jungen Manne vergingen die Sinne, fieberhaft rollte und stürmte ihm das Blut, er erhob sich und mit dem Ausrufe: Josephine, ich bete Dich an! warf er sich an ihre Brust.

Sie preßte ihn ans Herz, sie drückte ihm glühende Küsse auf die Stirne und Mund, dann zog sie ihn zu sich auf den Divan und flüsterte ihm ins Ohr:

Weißt Du, Heißgeliebter, daß dieser Amand Edmund hieß? . . .

Wallner war überglücklich in diesem Augenblicke. Vergessen war Julie und ihre treue Liebe, vergessen die Pflicht, die er zu erfüllen beschlossen hatte, vergessen Alles; er sah nur das Weib vor sich, dieses schöne reizende Weib, er hörte nur das leise Geflüster der Liebe, er fühlte nur den warmen Hauch ihres Athems und ihre brennenden Lippen, er hatte der Versuchung nicht widerstanden, diese „Schlange," wie er sie vor wenigen Stunden genannt hatte, hielt ihn gefangen, und mit ihren Küssen strömte das süße verzehrende Gift der Liebe in seine Adern. . .

Rasch wie Augenblicke waren die Stunden entschwunden.

Die Thüre des Nebenzimmers ward geöffnet. — Morgen, morgen, flüsterte Josephine und drückte ihrem Geliebten noch schnell einen Kuß auf die Stirne.

Der eintretende Diener meldete die Frau Gräfin von Stein, die stete Begleiterin Josephinens, wenn diese das Haus verließ.

Die Dame trat ein, grüßte vertraut die Baronin, und mit affektirter Freundlichkeit den jungen Wallner. Die Gräfin stand in dem Alter, welches Frauen ihrer Gattung das „beste" nennen, das heißt, sie war acht und dreißig Jahre alt. Mit Hilfe von Puder, Schminke und Schönheitspflästerchen hatte sie sich in Stand gesetzt, mit kühnem Griffe vier Jahre aus ihrem Leben herauszureißen, und sie war nun eine vier und dreißigjährige, etwas beleibte, aber immerhin nicht unangenehme Frau, etwas eitel, etwas kokett, aber sonst eine gute Seele, die jüngeren Damen gerne mit ihrer reichen Erfahrung diente.

Die drei Personen stiegen die Treppe hinab und begaben sich zu Wagen ins Schauspielhaus.

Kurz vor ihnen waren drei andere Personen ein=

getreten: Julie mit ihrer Mutter und deren Vetter, der Poet.

Josephine, die Gräfin und Edmund hatten in einer Loge Platz genommen. Die beiden Damen saßen im Vordergrunde, hinter ihnen stand Edmund, dessen Gesichtszüge wegen des Dunkels, das in der Loge herrschte, von den übrigen Theilen des Theaters aus schwer zu erkennen waren. Die beiden Damen waren hier in ihrem Elemente. Die boshafte Josephine und die klatschsüchtige Gräfin fanden hier Stoff genug, um ihren beißenden Witzen und skandalösen Geschichtchen freien Lauf zu lassen.

Edmund, der weniger in die stadtkundigen Geheimnisse einzelner Personen und ganzer Familien eingeweiht war, der Viele kaum dem Namen nach kannte, interessirte sich wenig für das Gespräch.

Mit stiller Lust betrachtete er seine schöne Geliebte, und fand sie jeden Augenblick liebenswürdiger, und man konnte auch kaum eine reizendere Gestalt finden, noch weniger aber ein Weib, in dessen Mienen so viel Geist und Leben sich geoffenbart hätte. Freilich sprach aus ihren Augen der Leichtsinn und um ihren frischen lüsternen Mund zuckte zuweilen ein recht bos-

hafter Spott, aber eben das erhöhte den Liebreiz nur noch mehr.

Das Schauspiel hatte seinen Anfang genommen. Gegen Ende des Aktes hatte der Dichter die Loge, welche er mit der Witwe Gottwald und Julien inne hatte, verlassen und nahm nun, als der Vorhang unter gewaltigen Beifallsrufen und Händegeklatsch fiel und wieder in die Höhe gezogen wurde, den Applaus des Publikums in Empfang. Bald darauf trat er wieder mit freudestrahlendem Antlitz in die Loge, wo ihn Julie und ihre Mutter mit Glückwünschen begrüßten. Julie war ganz glücklich.

Die Seltenheit des Genusses und besonders der Umstand, sich an der Seite Desjenigen zu wissen, der ja eigentlich der Held des Abends war, versetzte sie in eine angenehme Aufregung.

Schade, flüsterte sie leise vor sich hin, daß Edmund nicht mit mir ist. Er schläft wohl schon und träumt — von mir? Gewiß, gewiß, denn er liebt mich ja so sehr; — es ist eigentlich Sünde, daß ich ohne sein Wissen hiehergegangen bin, — nun, ich will ihn um Verzeihung bitten, und er verzeiht ja so gerne!

Das arme Kind machte sich Vorwürfe, daß es ohne Wissen des Geliebten eine unschuldige Unterhaltung genoß — und er, er beging in diesem Augenblicke das größte, unverzeihlichste Verbrechen, das die Liebe kennt; er ward an ihr zum leichtsinnigen treulosen Verräther!

Sieh nur, Mütterchen, die schöne Dame da drüben rechts — solche Augen habe ich noch nie gesehen, das blitzt und flammt noch mehr, als die Brillanten ihrer Nachbarin.

Ich habe sie schon lange bemerkt! entgegnete Mutter Gottwald.

Sie scheint sehr glücklich, sprach Julie weiter, sie lacht immer so froh und herzlich. Aber für ganz glücklich halte ich sie doch nicht.

Warum das?

Sie hat keinen Edmund! flüsterte lächelnd das Mädchen.

Bist ein recht verliebtes Närrchen! erwiederte die Mutter, dann wandte sie sich an ihren Vetter mit der Frage:

Kennen Sie vielleicht die Dame da drüben?

Wo? entgegnete dieser, indem er mit den Augen suchte.

In der vierten Loge rechts von uns.

Ah, das ist die Baronin Olmers, belehrte der Vetter, eine der schönsten aber leichtsinnigsten Damen der Residenz.

Ist sie verheiratet? fragte Frau Gottwald.

Ja wohl! Aber sie lebt in Unfrieden mit ihrem Gemahl. Er ist eifersüchtig und sie — nun Sie wissen, liebe Frau Muhme, was ich sagen will! setzte der Dichter mit keuschem Erröthen hinzu, indem er einen vielsagenden Blick auf Julien warf.

Diese konnte den Blick von der schönen Baronin nicht wegwenden.

Endlich wurde Josephine darauf aufmerksam, sie belorgnetirte eine Weile das Mädchen, so daß dieses über und über roth wurde, dann sagte sie zu Edmund gewendet:

Unser Dichter hat keinen schlechten Geschmack.

Es könnte besser sein, versetzte Edmund, welcher meinte, Josephine spräche vom Schauspiele. Die einzelnen Theile sind zu lang, und die Sprache ist nicht

ganz rein. Doch hoffe ich, daß es im Verlaufe interessanter und gelungener wird.

Aber von was sprechen Sie denn?

Nun von was anderm als vom Schauspiele?

Ah so! rief Josephine mit hellem Lachen, so daß zwanzig junge Männer, des Parterres ihre Köpfe wie auf ein Kommandowort gegen die Logen richteten, — ich sprach von seiner Geliebten.

Verzeihung, liebe Josephine, für das Mißverständniß!

Ein lebhafter Druck der Hand deutete die Vergebung des kleinen Verbrechens an.

Julie war wie vom Donner gerührt!

Sie sah sich von jener Dame aufmerksam betrachtet und hörte diese dann in ein auffallendes Gelächter ausbrechen. Galt das Lachen ihr? Ohne Zweifel! Die Baronin hatte den Blick noch nicht abgewendet. Und wenn es ihr galt, warum? Sie kannte doch die Dame nicht und konnte auch von dieser nicht gekannt sein. Es war ihr ein böses Räthsel.

Scham und unerklärliche Angst trieb ihr das

Blut in die Wangen und eine Thräne zitterte ihr im Auge.

Josephine legte das Lorgnon weg und sagte zu Edmund:

Betrachten Sie einmal dieses reizende Kind, das ohne Zweifel die Braut des Dichters ist, ich habe selten ein so reines, treues Antlitz, ein so unschuldiges seelenvolles Auge gesehen. — Sie sitzt in der vierten Loge neben uns.

Edmund beugte sich zwischen die beiden Damen über die Loge hinaus.

Kaum hatte er den Blick auf die bezeichnete Loge gerichtet, als aus dieser ein leiser Schrei ertönte der die Aufmerksamkeit des Publikums dahin zog.

Julie hatte im ersten Augenblicke Edmund erkannt. Jetzt war ihr das Räthsel in fürchterlicher Weise gelöst! — Edmund war der Geliebte der schönen und leichtsinnigen Dame, die mit ihrem Gemahle in Unfrieden lebte — und was das herzzerreißendste — Edmund hatte ohne Zweifel der Baronin erklärt wer Julie sei, und die stolze vornehme Dame mochte

dabei in ein höhnisches Lachen über ihre unglückliche Nebenbuhlerin ausgebrochen sein.

Dieser Gedanke zuckte wie ein Blitz durch die Seele des armen Mädchens, dieser Gedanke war es, der ihr einen Schrei des Schreckens und tiefsten Schmerzes auspreßte, und das glühende Roth von ihren Wangen jagte, die sich jetzt mit Leichenblässe bedeckten.

Sie sank ohnmächtig zurück, der Vetter fing sie in seinen Armen auf. Mutter Gottwald war untröstlich und weinte vor Seelenangst.

Man brachte die Ohnmächtige hinab, labte sie und rief sie nach langer Mühe in's Leben zurück. Sie verlangte mit schwacher Stimme nach Hause. Man nahm Abschied von dem Vetter, der bekümmert ins Schauspielhaus zurückkehrte.

Wenn der erste Akt schon so stark auf zarte Nerven einwirkt, sprach er besorgt zu sich selbst, wie erst die andern, in denen eine schreckensvolle That die andere drängt ...

Edmund hatte auf den ersten Blick Julien und ihre Mutter erkannt.

Er war erstarrt vor Bestürzung, als er seine Braut ohnmächtig werden sah, und blickte mit stierem Auge noch nach der Loge, als die drei Personen schon lange dieselbe verlassen hatten.

Sie sind ja ganz im Anschauen versunken? begann endlich ein wenig ärgerlich Josephine und zog ihn am Arme zurück.

Er kehrte sich mechanisch zu ihr.

Um Gotteswillen! was ist Ihnen? rief sie erschreckt aus, als sie das fahle Gesicht des jungen Mannes sah.

Sie ergriff hastig seine Hand; diese zitterte heftig, und war kalt, wie die einer Leiche. Edmund taumelte gegen die Logenthüre.

Josephine sprang auf und eilte ihm nach.

Bleiben Sie hier, rief sie der Gräfin zu, die ebenfalls aufstehen wollte, bleiben Sie, es fällt sonst auf.

Sie unterstützte den jungen Mann und trat mit ihm in den Gang.

Nach wenigen Augenblicken hatte dieser in so

weit Fassung errungen, daß er sich mit dankbarem Blicke zu Josephine kehrte und sprach:

Ich danke für Ihre zärtliche Besorgniß, doch befinde ich mich wieder wohl. Kehren wir zurück.

Nein, nein, entgegnete hastig Josephine, im Gegentheile, wir begeben uns ins Freie, die Hitze des Saales macht Sie krank, mein armer lieber Freund.

Und die Frau Gräfin?

Ist froh, uns los zu sein. Kann sie doch jetzt ungestört die Besuche alter Freunde annehmen.

Unten kam ihnen der Diener der Baronin entgegen.

Ihr erwartet die Frau Gräfin, befahl Josephine. Ich gehe zu Fuß.

Sie traten auf die Straße, und gingen schweigend neben einander fort.

Edmund befand sich in der unerträglichsten Lage.

Er hatte sich der Versuchung ausgesetzt und war derselben erlegen. Er hatte geglaubt, daß die Baronin gleich so vielen andern Frauen sich mit dem „Hofmachen" begnügen würde, seit heute aber sah er sich von diesem schöne Weibe mit einer Inbrunst, mit einer Hingebung und Zärtlichkeit geliebt, die sein Herz

in Flammen setzen mußte. Aber Julie, die arme verrathene Julie!

Der Gedanke an sie fiel mit Zentnerlast auf sein Herz.

Für Josephine sprach die Gewalt einer auflodernden sinnlichen Liebe, für Julie die heiligste Pflicht der Liebe, die Treue; für Jene die Gegenwart, für Diese die Vergangenheit und Zukunft; für die Erste sprach der bekannte Geist der Verführung und Sünde, für die Zweite erhob laut das Gewissen seine Stimme, die Eine ging jetzt an seiner Seite, an ihn geschmiegt, — wenn sie sich zu ihm wandte, so strich der warme Hauch ihres Athems über seine Wangen, und die Blitze ihres Auges senkten sich tief in die seinen; — die Andere — das Bild wollte nicht weichen, das Bild der ohnmächtig Dahinsinkenden, wie sie den brechenden Blick mit unnennbarem Schmerze auf ihn richtete . . . .

Endlich hatte Josephine das Schweigen gebrochen. Sie sprachen von unbedeutenden Dingen, die Baronin wußte aber so viel Heiteres in das Gespräch zu legen, daß Edmund bald den freundlichen Augen-

blick der Gegenwart festhielt, und die trüben Gedanken von sich scheuchte.

So waren sie über die Wienbrücke vor das Freihaus gekommen, und lenkten jetzt in eine Allee von Kastanienbäumen ein, welche rechts an dem Stahrembergischen Hause vorbei, gegen das Haus lief, welches der Herr Baron Olmers, der tapfere Oberst und eifersüchtige Gemahl Josephinens, bewohnte.

Sie waren etwa hundert Schritte in dieser Allee gegangen, als sie hinter sich Stimmen hörten.

Treten wir abwärts, flüsterte die Baronin ängstlich.

Ihre Angst war nicht unbegründet.

Jene Gegend war damals der Schauplatz häufiger, räuberischer Anfälle, und ist es vor kaum zwanzig Jahren geblieben, wo endlich die Gärten, welche zur Zeit unserer Geschichte den größten Theil der „neuen Wieden" bedeckten, gänzlich verschwanden. Wie gesagt, noch vor zwanzig Jahren konnte man in den engen Gäßchen, welche zwischen den Wiedner Küchengärten hinliefen, am späten Abend unheimlichen Gestalten begegnen — wehe! wenn man allein und ohne

Vertheidigungsmittel war. Die Diebe ließen Einem nichts, als das nackte Leben. Oft wurden die Bewohner der in kleinen Gruppen zerstreut stehenden Häuser durch Hilferuf aus dem Schlafe geweckt. Man öffnete die Fenster, man sah hinaus, die Nachbarn riefen einander zu: Da ziehen sie wieder einen armen Teufel aus! dann wünschte man sich eine recht gute Nacht, schloß die Fenster und kroch wieder ins Bett.

Man kam selten zu Hilfe, denn es nützte selten. Die „Kinder der Nacht“ waren gar geübt und schnell in ihrem Geschäft.

Wenn man an den Ort kam, von woher das Hilfegeschrei ertönte, fand man den Betroffenen gewöhnlich schon beraubt, die Thäter waren wie von der Erde verschwunden. Höchstens daß am andern Tage die Gärtner an den niedergetretenen Gemüsepflanzungen die Richtung erkennen konnten, welche die Gauner genommen.

Josephine hatte also recht, den Unbekannten, welche in raschen Schritten nahten, aus dem Wege zu gehen. Sie und Edmund verließen die Allee und verbargen sich hinter einem halbzerfallenen Gemäuer.

In wenigen Augenblicken, während denen sich

Josephine ängstlich an Edmund schmiegte, schritten zwei Männer vorbei.

Die Stimmen schienen Edmund bekannt, er blickte über die Mauer und sah — seinen Bruder Robert und eine zweite Person, deren Stimme gewiß dem Bedienten der beiden Brüder angehörte, obwohl das Aeußere ein anderes war.

Das Individuum, welches mit Robert Arm in Arm in ziemlich schnellem Schritte die Allee dahineilte, schien elegant gekleidet und trug einen schwarzen Vollbart, während das verschmitzte Gesicht des Bedienten Franz kein Härchen an sich trug, auch war die ganze Haltung eine freie, ungezwungene, wo doch Edmund diesen nie anders als mit demüthig gekrümmtem Rücken gesehen hatte. Aber Robert war es gewiß, und was mochte wohl der Grund sein, daß er sich so spät in diese Gegend verirrte?

Wohl ein Liebensabenteuer? dachte Edmund, der Junge fängt früher an als ich. Möge er nie so bald traurige Erfahrungen machen, als ich! fügte er mit einem leisen Seufzer in Gedanken hinzu.

Hierauf wandte er sich an die Baronin und sprach lächelnd zu seiner schönen Geliebten:

Es sind Wanderer, wie wir, und haben gewiß nichts Arges im Sinne. Zudem ist Deine Wohnung kaum einen Flintenschuß weit von hier.

Sie setzten ihren Weg fort und kamen bald in die Nähe des Hauses.

Beide stutzten. — Was mochte wohl Robert gerade in diesem Hause zu schaffen haben? Sollte denn der Zufall diesem Hause noch eine zweite schöne Bewohnerin gegeben haben, die seinen Bruder fesselte? Diese Frage legte sich Edmund vor.

Es scheinen Nachbarn zu sein! sagte er im fragenden Tone zu Josephinen.

Keineswegs, entgegnete diese. Es bewohnt Niemand dieses Haus außer dem Obersten und mir im zweiten Stockwerke, im ersten aber wohnt ein alter, geiziger Advokat, der Besitzer dieses Gebäudes, und ebenerdig der alte Portier des Hauses.

Sonderbar! sprach Edmund nachdenkend.

Das Thor öffnete sich, die beiden Männer verschwanden.

Jedenfalls nimmt der Oberst oder jener alte Advokat ganz ungewöhnlich spät Besuche an.

Der Oberst befindet sich seit zwei Tagen in Preßburg.

Also der Advokat?

Ei, laß das, lieber Edmund! Was kümmern uns die beiden Unbekannten. Komm zum Souper, denn, rief sie lachend aus, so unartig das Geständniß sein mag, die frische Nachtluft und der weite Weg haben mir Appetit gemacht.

Sie zog Edmund, der wie träumend dastand mit sich fort, öffnete mit einem kleinen Schlüssel das Gartenpförtchen, und Beide eilten durch die Laubgänge dem Hause zu. Die Baronin öffnete eine zweite, zwischen Reben und Epheugewinde halb versteckte Thüre und Beide stiegen auf einer Wendeltreppe in das zweite Stockwerk.

Zehntes Kapitel.

Ein Taugenichts.

Wir folgen den beiden Liebenden nur bis ins erste Stockwerk. Hier nehmen wir von ihnen Abschied.

Ihr glücklichen Unglücklichen, die ihr die frohe Gegenwart genießt, unbekümmert um eine vielleicht jammervolle Zukunft, unbekümmert um die warnende, mahnende Stimme in eurer Brust, die ihr leichtsinnig überhört! — Du sündhaftes Weib, das die Leidenschaft seines Herzens nicht zu bezähmen vermag, das gar nicht zu ahnen scheint, wie ein dreifaches Verbrechen dieser Leidenschaft — Betrug an dem Gatten, Verführung des Mannes, der einer Andern angehört, Vernichtung des Lebensglückes dieser Letztern — und Du Edmund Wallner, der Du nur zu sehr die listigen und verbrecherischen Pläne Deiner Stiefmutter und

ihrer Helfershelfer unterstützest — lebet wohl, Ihr Beiden auf einige Zeit . . . . . Wir sehen uns wieder! . . . .

Wir sind im ersten Stockwerke zurückgeblieben.

Durch einen engern finstern Gang gelangen wir an eine verschlossene Thüre. Sie hindert uns nicht. Gleich Schatten dringen wir durch und befinden uns in dem Vordertheile des Hauses an der Hauptstiege.

Ein spärliches Licht läßt uns die beiden Männer erkennen, die wir früher gesehen. Vor ihnen humpelt der Portier des Hauses.

Dieser klopfte bedächtig an einer Thüre.

Nach einigen Sekunden vernimmt man Geräusch von innen.

Die Thüre wird geöffnet, nachdem ein graues, funkelndes Auge die Ankömmlinge durch das Thürfensterchen gemustert hatte. Die beiden Männer treten ein, nachdem der Jüngere von ihnen dem weggehenden Portier ein Silberstück in die Hand gedrückt.

Sie kommen spät, meine Herren, sagte mürrisch der Advokat, denn dieser war es, zu den Beiden.

Verzeihen Sie, lieber Herr Grünwald, entgeg-

nete der mit dem Vollbart, mein Neffe hatte einen wichtigen Besuch zu machen, und so verspäteten wir uns um eine Stunde.

In der That, erwiederte der angebliche Neffe, Fürst O. hielt mich so lange auf. Sie wissen, lieber Onkel, daß er gern plaudert, und so schwanden die Stunden, ohne daß wir es merkten.

Bitte, treten Sie ein, sprach der Advokat mit etwas milderem Tone, den die beiden Verwandten wohl der Erwähnung des Fürsten O. verdankten.

Alle Drei traten in ein hohes, geräumiges Zimmer.

Der Advokat trug ihnen Sitze an, und kletterte selbst auf einen hohen gepolsterten Lehnstuhl, wie sie damals Mode waren. Hierauf setzte er Brillen von gefärbtem Glase auf und wandte sich an Onkel und Neffen.

Sie wünschen also, begann der Advokat, dreitausend Gulden für Ihren Neffen, Herr Graf Rothstein?

Ja! antwortete dieser.

Viel Geld, sagte wie nachdenkend der Advokat, viel Geld und — wenig Sicherheit!

Herr! schrie der Graf erzürnt, ich glaube, daß Ihnen schon das Wort eines Edelmannes, wie ich bin, genügen dürfte, übrigens kann ich Ihnen noch weitere Sicherheit bieten.

Mit diesen Worten zog er mehrere Briefschaften hervor und legte sie vor den Advokaten hin.

Hier haben Sie Briefe von Freunden und Bekannten, hier Dokumente, welche den Besitz ausgedehnter Güter in Ungarn erweisen — Sicherheit genug, wenn Sie nicht schon der Name Rothstein befriedigt.

Der Advokat entgegnete nichts, aber ein spöttisches Lächeln spielte um seinen Mund.

Er nahm die Schriften, eine nach der andern, sah sie aufmerksam durch und legte sie dann auf die Seite. Sein Gesicht, das seinen gewöhnlichen Ausdruck wieder angenommen hatte, zeigte nicht die geringste Veränderung.

Plötzlich wurde das spöttische Lächeln wieder sichtbar und er las mit halblauter Stimme die Adresse eines Briefes.

„An Herrn Robert Wallner in Wien."

Bei diesen Worten wurde der Vollbärtige, der sich Graf Rothstein nannte, etwas unruhig und der Jüngere bleich, indem er seinem „Onkel" einen wüthenden Blick zuwarf.

Dieser zuckte die Achsel und machte eine Miene, die sagen sollte:

Mein Gott! ich weiß nicht, wie das gekommen.

Indessen hatte der Advokat das Schreiben entfaltet und durchlesen.

Kennen Sie die Familie Wallner? fragte er den Vollbart.

Ein wenig! antwortete dieser. Wie übrigens dieser Brief unter die andern Schriften gerieth, ist mir unerklärlich.

Zufall, reiner Zufall! erwiederte der Advokat in einem Tone, der schwer erkennen ließ, ob das Männchen durch die Erklärung des Grafen wirklich zufriedengestellt war oder ob er einigen Zweifel hegte.

Dann sprach er wie erzählend:

Uebrigens freut es mich, so durch Zufall erfahren zu haben, daß Robert Wallner sich in Wien befindet. Ich kenne ihn zwar nicht, desto besser aber

seinen Vater. — Ein gutes Haus das, bietet mehr Sicherheit als so manches Grafengeschlecht; — die folgenden Worte sprach er langsam und mit Betonung, indem er die Beiden scharf ins Auge faßte — ich muß diesen Robert aufsuchen und ihm meine Dienste antragen, wenn er selbe benöthigt. Junge Leute brauchen immer Geld und bei Diesem bin ich sicher. Wirklich, meine Herren! wenn dieser junge Mann fünf-, sechstausend Gulden verlangt, ich gebe sie. Zahlt er nicht, zahlt desto sicherer sein Vater. — Ein gutes Haus, fuhr er, wie mit sich selbst sprechend fort — viel Sicherheit, unendlich viel Sicherheit!

Onkel und Neffe warfen sich Blicke zu, und es war augenscheinlich, daß sie sich gerne verständigt hätten, wenn nur der Advokat nicht durch seine Anwesenheit sie gehindert hätte.

Dem Letzteren entging dies keineswegs. Er blätterte noch einige Augenblicke herum.

Da schlug die Uhr des benachbarten Zimmers zehn. Herr Grünwald zählte die Schläge.

Verzeihen Sie, meine Herren, rief er aus und kletterte von dem Lehnstuhl herab, ein alter Mann,

wie ich, liebt die Pünktlichkeit über Alles. Und meine Uhr würde gewiß still stehen, wenn ich sie nicht täglich um zehn Uhr Abends aufzöge. Also sie verzeihen!

Bitte, Herr Grünwald, entgegnete sichtlich erfreut Graf Rothstein, wir wissen die Gewohnheiten eines Mannes, wie Sie sind, zu schätzen. Lassen Sie sich nicht stören.

Der Advokat begab sich in das Nebenzimmer und schloß die Thüre hinter sich.

Dummköpfe, die wir sind! rief jetzt der junge Graf aus, wäre ich als Wallner gekommen, so hätte ich die doppelte Summe erhalten; als Graf Rothstein, als Neffe eines saubern Onkels wie Du, dessen Dummheit eben so groß ist, wie seine Spitzbüberei, habe ich gegründete Hoffnung, Nichts zu erhalten.

Der verteufelte Brief! rief Jener aus, der wie aus den Wolken mitten unter die Familienpapiere des Grafen Rothstein fiel. — Doch, was thut's?

Ließe sich die ganze Sache nicht wenden?

Freilich wäre Keckheit das beste . . . . Ich glaube, so geht es! rief der Vollbart nach einer kleinen Pause aus.

Wie? fragte der Andere.

Still, still, Herr Robert, der alte Fuchs kommt.

Advokat Grünwald trat wieder ein.

Seine funkelnden Augen fielen auf die beiden Gäste und suchten in ihren Mienen zu lesen. Er schien durch seine Forschung befriedigt.

Nun, meine Herren? . . . .

Lieber Herr Grünwald, unterbrach ihn der Vollbart, wir haben Ihnen eine Erklärung zu geben.

Ich höre.

Zuerst habe ich die Ehre, Ihnen Herrn Robert Wallner vorzustellen.

Ah, Herr Robert Wallner, also nicht Graf Rothstein? Das ist sonderbar, sehr sonderbar!

Wir führten uns unter diesem Namen ein und spielten Ihnen den Brief von Herrn Roberts Vater absichtlich in die Hände, um Ihre Gesinnung auszuforschen.

Ich verstehe! entgegnete der Advokat. Schöne Streiche das! Junge Leute haben doch wahrlich keine Tugend. Und Sie, mein Herr, sprach er, zu dem

Vollbart gewendet, kann man das Vergnügen haben, auch Sie näher kennen zu lernen?

Ich — ich bin ein Busenfreund des Herrn Robert! antwortete der Vollbart etwas verlegen.

Sonderbar! Ich hatte einen Bedienten, Namens Franz Wind, einen liederlichen, gottlosen Spitzbuben, den ich endlich aus meinen Diensten jagte. — Diesen Burschen, verzeihen sie, meine Herren, aber ich glaube ihn seit einer halben Stunde sprechen zu hören.

Der Vollbart biß sich auf die Lippen und schwieg.

Der Advokat fuhr, gegen Robert gewendet, fort:

Sie, lieber Herr Wallner, haben sich in mir nicht betrogen.

Bei diesen Worten zog er ein Säckchen hervor, und zählte dem jungen Manne tausend fünfhundert Gulden in glänzenden Goldstücken vor. Hierauf ließ er sich eine Quittung über zweitausend Gulden ausstellen, was von Seite Roberts, der an solche Geschäfte gewohnt schien, ohne langes Besinnen geschah.

So! sprach mit freundlichem Lächeln der Advokat, Alles in Ordnung, und zahlt der junge Herr nicht, so zahlt der Herr Vater, was mir gleich gilt.

Hierauf grüßte er mit einem Kopfnicken die beiden Herren, welche sich wegbegaben.

So wahr ich lebe, begann Derjenige, welcher den Onkel gespielt hatte, ich breche diesem häßlichen Kobold noch den Hals. Trotz der Verkleidung, trotz des Bartes hat er mich augenblicklich wieder erkannt und ich glaubte, er wolle mich mit seinen grünen Aeuglein durchbohren. Doch wir haben Geld, Geld, Geld, und mit etwas Vorsicht, lieber Herr Robert, können wir unsern Verlust von vorgestern Nachts wieder gut machen. Aber hüten Sie sich, wieder mit solcher Leidenschaft zu spielen!

Sorge nicht, entgegnete Robert, ich werde mit Ruhe gewinnen oder verlieren, je nachdem das Glück will!

Die Beiden verließen das Haus und schlugen die Richtung gegen Mariahilf ein.

Bald waren sie in einem engen Gäßchen dieser Vorstadt angekommen und traten durch eine Thüre, über welcher ein Schild mit der Aufschrift: „Gasthaus zu den drei lustigen Bauern,“ befestigt war, während unter dem Schilde diese lustigen Kumpane, aus Holz

geschnitzt und mit schreienden Farben bemalt, angenagelt waren.

Das Wirthshaus „zu den drei lustigen Bauern“ war wohl einzig in seiner Art.

Es bestand aus vier kleinen niedrigen Zimmern, deren Wände von Lampenruß geschwärzt und von durchsickerndem Wasser feucht und glänzend waren. Tische und Bänke waren vom Gebrauche glatt gerieben, wurmstichig und hie und da waren von kunstfertiger Hand Namen und Worte eingeschnitten, die ein späterer Geschichtsschreiber dieser Kneipe wohl mit Glück hätte benützen können.

So sah man auf einem Tische Galgen und Rad, und die Worte:

Wiedner Lorenz am 14. April 1760!

Daneben waren zwei Schnappmesser kunstreich eingegraben und die Worte:

Fleischer Hans und Bäcker Karl!

Hätte man all' den Schmutz und Unrath weggeschafft, der sich unter diesem Tische befand, so hätte man auf dem Boden dunkle Blutflecken erblicken kön

nen, welche die deutliche Erklärung dieser dunklen Worte und Zeichen abgeben mochten.

Mit ähnlichen Bildern, Namen und Worten sah man auch die andern Tische und Bänke bedeckt, und selbst die Wände waren mit theils heitern und lustigen, theils mit ernsten und grauenerregenden Bildern geschmückt, welche Scenen darstellten, die sich in diesen Zimmern ereigneten.

Die Gesellschaft, die hier versammelt war, paßte zu den Bildern, die Wirthin eine vierzigjährige Witwe, zu ihren Gästen. Sie war ein langes hageres Weib mit gelbbrauner Haut und rothen Haaren. Ihre Stimme war rauh und kreischend, ihr Gang unbeholfen und bäuerisch. Was aber das merkwürdigste — ihre Tochter, ein Mädchen von beinahe zwanzig Jahren war — noch häßlicher als ihre Mutter. Eine Wiener Wirthstochter — und häßlich!! Allerdings war sie aus diesem Grunde eine Seltenheit und schien sich sogar etwas darauf zu Gute zu thun. Wenn sie so dahin schritt, durch die Reihen der Gäste, welche ihr keine geringe Ehrfurcht bewiesen, denn man fürchtete ihre Wildheit, da warf sie stolz den Kopf empor und blickte verächtlich auf jedes Wesen, das sich Weib nannte...

Die Thüre öffnete sich und Robert Wallner, am Arme des Grafen Rothstein, seines Onkels — oder seines namenlosen Busenfreundes — oder um die Wahrheit zu sagen, die der Leser ohnehin schon errathen haben wird, seines Bedienten und zugleich Vertrauten, des spitzbübischen Franz Wind — trat in die Gaststube.

Sie schritten an der Wirthin vorbei, die sie mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung empfing, erwiederten das holdselige Lächeln der anmuthigen Wirthstochter „zu den drei lustigen Bauern," mit einem spöttischen Kichern, und traten in das letzte Zimmer, in welchem sich die noble Welt versammelt hatte.

Bei ihrem Eintritte erhob sich der Hofmeister der beiden Brüder hastig.

Franz warf ihm einen bedeutenden Blick zu und nickte unmerklich mit dem Kopfe. Blaumann war sichtlich erfreut. Robert nahm Platz.

Sie blieben lange, lieber Robert, redete ihn Blaumann an, ich hatte schon Furcht, daß Ihr Geschäft schlecht abgelaufen — aber Ihr Kommen und das heitere Gesicht, das sie mitbringen, scheint auf günstigen Erfolg zu deuten.

Den besten, lieber Blaumann, den besten! Dieser

Schlingel da hat durch die Unverschämtheit, mit welcher er seine Dummheit gut zu machen wußte, mir den Weg in ein Eldorado gezeigt.

Er erzählte hierauf den ganzen Vorfall bei Grünwald, dem kleinen dürren Advokaten, und fuhr dann fort:

Als der Advokat erfuhr, daß ich Robert Wallner heiße, wurde er weich wie Butter. Sein Auge glänzte vor Rührung, und was das Beste war, er versteht es, solche Thränen zu weinen.

Bei diesen Worten warf Robert einen glänzenden Dukaten auf den Tisch.

Ha, Goldklang! rief ein Mann, der an einem Nebentische saß; Tausend und eine Nacht bei den drei lustigen Bauern; es regnet Gold vom Himmel und die Tische überfließen von Milch und Honig!

Vergiß der holden Feen nicht! sagte ein junger Mann, der an seiner Seite saß und deutete mit dem Zeigefinger auf die eben eintretende Wirthstochter.

Heute das Beste, was Ihr habt, rief ihr Robert entgegen, ich bin heute König und will königlich be-

dient sein. Kommt her, Ihr meine Vasallen und reiht Euch um mich!

Hoch dem König der lustigen Tafelrunde! rief der Mann von vorhin.

Man setzte sich neben Robert, Franz und Blaumann.

Halt, Max! rief der Letztere einem Gaste zu, der allein im Hintergrunde des Zimmers an einem Tische geblieben war; Du darfst Dich nicht den Rittern vom Monde entziehen. Hieher und laß das Schmollen.

Max machte mit dem Kopfe eine abwehrende Bewegung.

Geh, besänftige ihn! sprach einer der Gäste zu Robert.

Komm, Max! rief dieser, laß die Feindschaft! Ich war erhitzt vom Weine, ich hatte Unglück im Spiel und that Dir Unrecht. Es wird nimmer geschehen.

Als Max noch immer zauderte, stand Robert auf und zog ihn freundlich an den Tisch....

Man aß, trank, scherzte, lachte und lärmte.

Die Stunden eilten vorüber. Die vorderen Zimmer wurden immer leerer, die Gäste taumelten einer nach dem andern zur Thüre hinaus und bald war nur noch die „noble Gesellschaft," wie die Wirthin zu sagen pflegte, beisammen.

Jetzt trat dieselbe ein und schrie in ihrem gewöhnlichen gellenden Tone:

Meine Herren! es hat Zwölf geschlagen.

Man hätte glauben sollen, es sei dies eine Aufforderung, fein stille nach Hause zu gehen. Aber dies war es nicht.

Ist Alles fort? fragte Robert.

Alles!

Nun, so schließe die Thüre, daß wir ungestört sind!

Die Wirthin entfernte sich.

Der frühere Lärm machte einer erwartungsvollen Ruhe Platz.

Man ordnete sich und bald rollten die Würfel auf dem Tische herum.

Die nicht selbst am Spiele theilnahmen, sahen mit Aufmerksamkeit zu. Auch die Wirthin und ihre Tochter waren unter den Zuschauern.

Robert warf glücklich. Sein Geldvorrath vermehrte sich zusehends.

Ich bin unglücklich wie immer! seufzte Blaumann, indem er wehmüthige Blicke um sich warf, bis er den Augen des gräflichen Oheims und Bedienten begegnete, und durch den Ausdruck von spöttischer Heiterkeit in denselben fast zum Lachen gereizt wurde.

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Doch bald wandte sich das Glück.

Blaumann spielte zwar fort und fort unglücklich, aber auch Robert ward von der blinden, wankelmüthigen Glücksgöttin verlassen und die schönen Goldstücke häuften sich vor Franz und dem jungen Manne, den die Gesellschaft Max nannte, an.

Noch einen Wurf! schrie Robert in düsterer Aufregung.

Der Wurf geschah, die Ueberreste des Geldes wanderten über den Tisch.

Ich gebe Kredit! rief Max.

Halt! unterbrach die Wirthin, es ist genug, meine Herren! Das helle Tageslicht glitzert bereits durch die Fensterläden. Ein anderes Mal.

Auch gut! entgegneten die Spieler.

Man strich seinen Gewinn ein. Robert saß da mit finsterem Blicke.

Endlich sprang er auf und rannte mit dem Ausrufe: Der Satan hole die Würfel! zur Thüre hinaus.

Die übrigen Spieler und Zuschauer verließen ebenfalls das Wirthshaus.

Nur Blaumann, Franz und Max blieben zurück.

Mache Deine Rechnung! sagte der Hofmeister zur Wirthin.

Diese entfernte sich mit ihrer Tochter. Als sie das Zimmer verlassen hatten, fragte Jener:

Nun, Kinderchen! was haben wir gewonnen?

Zwölfhundert Gulden ich, vierhundert Franz, erwiede.te Max.

Unter uns Drei getheilt, rechnete Blaumann, gibt das fünfhundert dreißig Gulden für Einen. Der Rest gehört für die Zeche.

Man theilte, bezahlte reichlich die Wirthin und entfernte sich...

Als Blaumann das Zimmer seiner Zöglinge betrat, lag Robert angekleidet auf dem Bette.

Sein Gesicht war bleich und die fieberhafte Auf-

regung der Nacht zeigte sich in Zuckungen, die häufig über das Antlitz hinglitten.

Er schlief, aber unruhige Träume schienen diesen Schlaf nicht erfrischend zu machen.

Blaumann rieb sich lächelnd die Hände, als er den Jüngling betrachtete, den eine furchtbare Leidenschaft zum Opfer ausersehen.

Edmund war nicht hier, aber auf dem Schreibtisch lag ein Billet von ihm des Inhalts, daß er heute nicht nach Hause käme, da er mit der Frau Baronin von Olmers eine Parthie machte.

Weiber und Spiel, rief Blaumann aus, und es braucht weder Gift noch Dolch.

Dann setzte er sich hin und schrieb eifrig an einem Brief an Herrn Krummbein.

Eilftes Kapitel.

Eine Verlassene.

Therese saß in ihrem Zimmerchen, ein aufgeschlagenes Betbuch lag vor ihr, sie hatte ihre Seele zu Gott erhoben.

Jetzt stützte sie das sorgenmüde Haupt auf die weiße Hand, ihr Auge blickte voll seliger Ruhe durch's offene Fenster zum Himmel auf.

Wie das so duftig durch die Seele zieht! sprach sie jetzt schwärmerisch zu sich selber, indem sie sich ganz dem süßen Troste hingab, den das Gebet stets in ihr weckte — wie Balsam träuft es in des Herzens Wunden ... Licht des Himmels zieht durch meinen Geist, und ich sehe Dich, Mutter! knieen am Throne Gottes und beten für Deine Kinder! ...

Die letzten Worte säuselten träumerisch von ihren Lippen; ihr verklärtes Auge schien wirklich in die lichten Gebiete unsterblicher Geister zu dringen.

Die Einsamkeit erdrückt den Menschen oder erhebt ihn hoch; sie beugt ihn tief zur Erde und erfüllt sein Herz mit Schwermuth, oder sie läutert seine Seele und spendet ihr Trost des Himmels.

Therese war immer allein; der Vater behandelte sie kühl, die Stiefmutter mit jener gezwungenen Zärtlichkeit, die nicht vom Herzen kommt; denn je kälter der Vater gegen Theresen wurde, desto weniger hatte Camilla es nothwendig, die liebende Mutter zu heucheln ... E i n e Freundin hatte Therese, eine einzige Seele, auf die sie zählen konnte, und das war Marie; aber seit zehn Tagen hatte Therese auch diese einzige Freundin verloren!

Eines Abends vermißte man plötzlich Marie, und seitdem hatte sie Niemand wieder gesehen.

Camilla wußte dafür zu sorgen, daß man sich das plötzliche Verschwinden des Mädchens erklären könne.

Man war nämlich eben damit beschäftigt, Ma-

rien in Haus und Garten, im Keller und auf dem Boden zu suchen, denn man vermuthete, daß ihr ein Unglück zugestoßen sei, als Camilla plötzlich Lärm schlug.

Die Leute eilten herbei und Camilla erklärte, daß ihr der werthvollste Theil ihres Schmuckes — entwendet sei.

Nun betrachtete man natürlich das Räthsel als gelöst.

Marie hatte ihre Herrin bestohlen und heimlich das Haus verlassen! hieß es im ganzen Städtchen.

Merkwürdig! rief eine Nachbarin; und wie das Mädchen fromm und gottesfürchtig that!

Wie sie jeden Sonntag in der Kirche so inbrünstig betete! bemerkte die zweite.

Wie sie die Augen niederschlug und erröthete wenn ihr ein Mann in's Gesicht sah! spöttelte eine dritte, es war eine alte Jungfer.

Ja, ja, die Jugend ist verdorben! seufzte die vierte, ein Weib, das vor dreißig Jahren, als ihr Gesicht noch blühend, ihr Auge noch flammend, ihr Busen noch rund, und ihre Gestalt noch reizend war,

mit den Wonnen ihrer Schönheit eben so wenig geizte wie die Sonne mit ihrem Lichte.

Man darf Keinem weiter trauen, als man ihn sieht! klagte die fünfte; sie war in ihrer Vaterstadt zweimal wegen Diebstahls und dreimal wegen Hehlerei verurtheilt, stand aber hier im Städtchen, wo man ihre Vergangenheit nicht kannte, im Rufe einer kreuzbraven Frau ...

Und so ging's fort ins Unendliche: die kleine Stadt war mit ihrem Urtheile bald fertig, es lautete brandmarkend für Marien.

Es ist wohl überflüssig, zu erwähnen, daß Therese die emsigste und sorgsamste unter den Personen war, die Marien in den Räumlichkeiten des Hauses suchten.

Als sie aber erfuhr, welche Entdeckung Camilla machte, da schnitt ihr die Ahnung durch's Herz, daß hier wieder die Bosheit der Italienerin gewaltet habe; sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, zog sich auf ihr Zimmer zurück und ließ dort ihren Thränen um die Freundin freien Lauf.

Um ihre Ueberzeugung zu kräftigen, besuchte The-

rese, als sie aus der Abendmette kam, jene arme Frau, deren Mann eines plötzlichen Todes gestorben war, und der Marie das Gold überbringen sollte, welches sie von Camilla für ihre treuen Dienste erhielt.

Als Therese in die Wohnung der armen Witwe trat, eilte ihr diese hocherfreut entgegen, bedeckte ihre Hand mit Küssen und Thränen des Dankes und überschüttete sie mit Segenswünschen ...

Marie hatte der Witwe das Gold im Namen Theresens überbracht!

Es ist nicht möglich — rief Therese, als sie die Witwe verließ — nicht möglich, daß die Klage wahr sei, die man gegen Marie erhebt! Sie war treu, schlicht, fromm, edel und offenherzig, wie ein Kind; nicht möglich, daß sie so plötzlich, so tief gesunken sei ... Das ist wieder Dein Werk, teuflische Italienerin!

Aber obwohl Therese vollkommen überzeugt war, daß Marie nicht freiwillig das Haus verlassen hatte, — daß mit ihr etwas geschehen sein mußte, konnte sie im Augenblicke doch nichts anderes thun, als sie

beweinen und für sie beten; sie mußte es der Behörde überlassen, die Spuren der Verschwundenen zu erforschen.

So war Therese von der Außenwelt ganz abgeschnitten und darauf angewiesen, sich in sich selbst zurückzuziehen.

Bei einem Gemüthe, bei einem Schicksale, wie das Theresens, war hienach nichts natürlicher, als daß ihr Herz immer inniger den Gedanken an Gott umfaßte, daß ihre Seele sich immer mehr einer schwärmerischen Frömmigkeit hingab.

Nur Ein Gefühl mahnte sie noch an die Welt, es war die Liebe zu ihren Brüdern, die Sorge um sie ... Aber auch dieses Gefühl that ihrer Gemüthsrichtung keinen Abbruch; es verschmolz mit derselben wenn sie an die Brüder dachte, betete sie: wenn sie betete, dachte sie an die Brüder.

Ihre einzige Erholung bestand darin, daß sie oft einzelne abgebrochene Gedanken niederschrieb, ihren Gefühlen Ausdruck gab. Menschen die auf sich selbst beschränkt, ist so eine Art Tagebuch ihrer Empfindun=

gen ein Bedürfniß; es ersetzt ihnen die Gesellschaft; es wird der Spiegel ihrer Seele.

Wollen wir blättern in dem Tagebuche Theresens!

... Ich legte meines Herzens weinend Kind: den Schmerz — an deine Mutterbrust, — o Frömmigkeit! — es trank des Trostes süße Milch und schwieg ...

... Wenn der Mensch schläft, zieht seine Seele weg und spricht mit Gott, wenn sie fromm ist, und wird geschreckt von dem bösen Geiste, wenn sie schuldbeladen ist; das sind dann die guten und die schlimmen Träume, — sagte meine Amme ... Mir träumte, daß ich Nachricht erhalten von den Kindern; sie haben meine Mahnung zu Herzen genommen und wandeln auf dem Wege Gottes ... Hat meine Seele mit Gott gesprochen, gute Amme? ...

... Der Glaube an Gott ist Sonnenlicht, das nicht blendet; ist Sonnenstrahl, der nicht sengt ... Der Glaube ist der Zauberquell, aus dem das Herz des Menschen ewige Jugend schöpfen kann ... Der

Glaube ist die Seele der Seele, das Auge der Hoffnung, daß Herz der Liebe ...

.. Der Vater schalt mich, weil ich nicht in Gesellschaft gehen mag; ich würde verrückt werden, wenn ich immer allein bin ... Ich gehe ja eben deßhalb nicht in Gesellschaft; denn allein, bin ich in Gesellschaft und bin in Gesellschaft allein... Ich bin mit meinem Gott — meinen Hoffnungen, Erinnerungen und meinem Schmerze nicht allein! ... Die Gesellschaft der wackern Frau Nachbarin X. oder Y. könnte mir nicht einmal jene Unterhaltung ersetzen, die mir mein Schmerz gewährt ...

... Der Glaube ist das Herz der Liebe! ... Was ist die Liebe ohne Glauben? ... Nichts! Ein Bild der Sonne im Bach, eines Knaben Steinwurf kann's zerreißen; — ein Maibaum, den man dem Liebchen unter das Fenster pflanzt: trotz aller Pracht treibt er keine Blüthen weil er keine Wurzeln hat ...

Zwölftes Kapitel.

Die Botschaft.

Therese saß einsam in ihrem Zimmerchen; ein aufgeschlagenes Gebetbuch lag vor ihr, sie hatte ihre Seele zu Gott erhoben und wollte eben einen Gedanken niederschreiben, wie man, als Erinnerung an eine süße Stunde, ein Blumenblatt in ein Buch legt, als es schüchtern an ihre Thüre pochte.

Therese schrack zusammen; wer konnte wohl zu ihr kommen? und mit einer Stimme, an deren Ton die Neugierde nicht zu verkenen war, rief sie endlich: Nur herein!

Langsam that sich die Thüre auf und noch langsamer schob sich der Kopf eines alten Weibes durch die Oeffnung.

Gelobt sei Jesus Christus! näselte die Alte.

In Ewigkeit! Amen! entgegnete Therese und griff in ihre Tasche, um der Alten ein Almosen zu geben, denn ihr ganzes Wesen verrieth die Bettlerin.

Die Alte trat ein und betrachtete Theresen lange mit ihren rothen, eingefallenen Augen und sprach dann feurig erregt:

Sie ist's schon; ja, sie ist's! . . . ganz wie er, nur schöner, freilich zarter; aber dasselbe Haar, dasselbe Auge, dieselben Züge . . .

Wen meint Ihr denn, gute Frau? frug Therese etwas befremdet.

Ehe ich Ihnen antworte, — bemerkte die Alte mißtrauisch — müssen Sie mir sagen, wer Sie sind, und wie Sie heißen.

Ihr fragt sonderbar, liebe Frau, als ob Ihr hier zu Hause, und ich da fremd wäre. Sagt mir, was Ihr wollt, gute Alte; kann ich Euch mit einer kleinen Unterstützung dienen?

Ich werde Sie unterstützen, mein schönes Kind, wenn Sie dieselbe sind, die ich suche.

Aber wen suchen Sie denn?

Darf ich Ihnen Karten aufschlagen? entgegnete

die Bettlerin, aus ihrem zerrissenen Korbe ein schmutziges Packet Karten holend.

Nein! Das ist entweder Narrheit oder Zauberei! Narrheit treibe ich nicht, und Schwarzkünstlerei ist Sünde.

Sie sind zu strenge, mein frommes Kind! aber wenn Sie nicht wollen, so will ich doch wenigstens aus meinen Karten sehen, wer sie sind.

Bei diesen Worten blätterte die Alte in ihren Karten.

Sie erwarten eine wichtige Botschaft? sprach sie nach einigen Sekunden, indem sie den unheimlichen Blick von den schmutzigen Karten weg, zu Theresen erhob.

Ja, entgegnete das Mädchen immer mehr gespannt auf das, was kommen soll.

Die Botschaft soll aus einem fremden Lande kommen? sprach die räthselhafte Bettlerin weiter, nachdem sie abermals in ihre Karten geblickt hatte.

Ja, ja! rief Therese wieder.

Sie haben vor vierzehn Tagen einen sehr, sehr wichtigen Brief geschrieben, fuhr die Alte in gleichgültigem Tone aus ihren Blättern lesend fort.

Ja, ja, um Gottes willen! Alte, sage mir, wer bist Du und was willst Du?

Wer ich bin, sehen Sie; eine alte Bettlerin, nichts weiter; was ich will, das werden Sie erfahren, wenn es Zeit ist; das heißt, wenn ich vollkommen überzeugt sein werde, daß Sie Vertrauen zu mir haben, wohin Sie jenen Brief gesendet?

Das müßt Ihr wissen, liebe Alte...

Freilich weiß ich es, aber Sie sollen mir's auch sagen, damit ich sehe, daß Sie mir vertrauen.

Nach Wien schrieb ich jenen Brief! entgegnete Therese voll Ungeduld.

An wen? frug ruhig die Alte.

An meine Brüder! hauchte Therese, zitternd vor Erwartung.

So recht, sprach die Alte, indem ein Lächeln in ihrem Gesichte hundert Falten mehr hervorrief, — wenn Sie's geschrieben haben, so gehört auch wohl die — Antwort Ihnen! mit diesen Worten überreichte sie Theresen einen Brief.

Ein Freudenschrei flog von den Lippen des Mädchens, ihr durchsichtig-blasses Antlitz färbte sich purpurroth, mit Händen, die vor Freude und Erwartung zit-

terten, entfaltete sie das Schreiben, und als sie den ersten Blick darauf geworfen hatte, da brach sie in lautes Lachen und Weinen zugleich aus, da drückte sie das Papier an ihre Lippen, da erbebte ihr ganzes Wesen vor Entzücken, — sie hatte die Züge erkannt, die sie schon so lange nicht gesehen, die Schriftzüge ihrer heißgeliebten Brüder.

Der Brief lautete:

„Theuere Schwester!

Dein Brief hat uns mit Entsetzen erfüllt, er hat uns klar gemacht, was uns längst unbegreiflich und unheimlich gewesen . . . Gott sei Dank! Deine liebevolle Warnung kommt noch nicht zu spät; der Geist unserer guten Mutter mußte uns umschwebt und uns vor so mancher tückischen Falle, die wir erst bei dem Lichte Deiner Worte bemerken, bewahrt haben . . .

Sei getrost, theuere Schwester! Dein Schreiben müssen wir zwar vernichten, weil es sonst unserem Hofmeister in die Hände fallen und uns verrathen könnte, aber jedes Deiner Worte ist tief in unser Herz gegraben . . .

(Von da an, theuere Theres! schreibt der Ro-

bert weiter, damit Du auch seine Handschrift siehst, und nicht etwa besorgt seist um ihn).

Du weißt, vielgeliebte Schwester! daß wir uns gerne mit der Malerei beschäftigen. Als wir Deinen Brief erhielten, hatten wir gerade eine betende Madonna beendet, und da beschlossen wir, der Madonna Deine theuern Züge zu geben. So sehen wir Dich jetzt immer betend vor uns, und denken immer, daß Du für uns betest und beten mit Dir..... Was also uns anbelangt, theuere Schwester! kannst Du vollkommen ruhig sein. Wir werden uns wappnen mit Gottesfurcht und mit dem Andenken an unsere theuere Mutter und an Dich, inniggeliebte Schwester! Eile doch, uns zu beruhigen. Der alten Frau, die Dir diesen Brief bringt, kannst Du vollkommen vertrauen. Wir wollen sie zum Boten machen zwischen Dir und uns; oder — noch eine verläßliche Hand — schicke Deine Briefe an uns dem Kaufmann Haselbaum, er wird sie einschließen, wenn er an seinen Sohn schreibt der hier mit uns studiert; sie kommen uns ganz sicher zu, der junge Haselbaum hat es uns fest versprochen und seinem Vater auch schon darüber geschrieben.

Gott segne Dich, ewiggeliebte Schwester! Schreibe

uns recht bald und wo möglich auch einige Zeilen an die Briefe des Vaters, damit wir doch Deine Schriftzüge sehen, es wird uns das sehr wohl thun. Es grüßen Dich und küssen und lieben Dich ewig

Deine Brüder
Edmund. Robert."

Als Therese diese Zeilen gelesen hatte, fiel sie der Alten um den Hals, und eine Fluth von Thränen brach aus ihren Augen; es waren Thränen der Freude, in die sich der Schmerz ihrer Seele auflöste.

Das Gesicht der Alten verzerrte sich zu einem satanischen Ausdrucke bei dieser Bewegung des Mädchens, und wer dieses Gesicht mit seinen tausend Falten und seiner verschmitzten Bosheit jetzt gesehen hätte, würde keinen Augenblick an der Wahrheit des Sprichwortes gezweifelt haben: „Wo der Teufel nicht selber hingehen mag, dahin schickt er ein altes Weib!"

Eine Weile duldete die Alte die Umarmung des Mädchens, dann aber hob sie ihr den Kopf auf und sprach mit tiefer Rührung der Stimme:

Beruhigen Sie sich, mein Fräulein! Wie bin

ich glücklich, Ihnen solche Freude gemacht zu haben; Ich habe viel leiden müssen auf dem langen Weg . aber ich möcht' noch hundertmal mehr leiden, um einem Menschen so viel Freude zu machen. Doch ich gehe jetzt fort, liebes Fräulein; ich habe zu lange schon da verweilt; es könnte auffallen, wenn ich länger bliebe. Ich komme schon morgen, übermorgen wieder her, und wenn Sie dann wollen, schicken Sie mich wieder mit einem Briefchen nach Wien zurück.

Therese drückte der Alten stumm ein paar Goldstücke in die Hand.

Vergelt's Gott tausendmal! sprach darauf mit dem gewohnten Bettlertone die Alte und ging.

...... Unten erwartete sie ein langer, hagerer Mensch, mit stechenden grünen Augen; wir kennen ihn wohl... es ist Krummbein.

Hast Du den Brief übergeben, Alte? zischelte er hastig.

Ei freilich, gnädiger Herr! entgegnete die Gefragte vorsichtig leise. Ich habe Alles gut gemacht; ganz so, wie Sie mich's gelehrt haben; sie war sehr gespannt, als ich ihr ihre Geheimnisse aus den Karten

herauslas, hat geweint vor Freude, als sie den Brief gelesen; ist mir um den Hals gefallen, und scheint volles Vertrauen zu mir gefaßt zu haben. Ich hätte recht Mitleid mit dem Närrchen, wenn sie mir nur was gegeben hätte für meine Mühe! setzte das betrügerische Weib hinzu.

Wirklich, nichts gegeben?! Kaum glaublich! rief Krummbein.

Ich hätt's auch nicht geglaubt, wenn ich's nicht sicher wüßte, sprach die Alte; aber ich will Ihnen schwören darauf, gnädiger Herr!

Schwöre nicht, Hexe! da hast Du das Doppelte von dem, was ich Dir versprochen habe.

Vergelt's Gott tausendmal! war die Antwort, wie vor wenigen Augenblicken, als Therese sie reich beschenkte.

Die Alte schlich zum Thore hinaus; Krummbein aber wendete sich dem Garten zu.

Er war kaum einige Schritte weit gegangen, als Camilla an der Gartenthüre erschien.

Alles gut? frug sie leise.

Vortrefflich! rief Krummbein mit funkelnden

Augen — nur vorwärts, gnädige Frau, — Eins nach dem andern!...

Es soll geschehen, lieber Krummbein! Wir sehen uns bald wieder — im Garten! Adieu!

Krummbein wendete sich und stieg die Treppen hinauf, die zur Schreibstube führten.

Camilla ging in den Garten zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Der schwere Kampf.

Therese las noch immer den Brief ihrer Brüder sie hatte ihn bereits fünfmal gelesen und las ihn jetzt zum sechsten Male. Ihre Wangen glühten, ihre Augen flammten, ihre Lippen bewegten sich leise; aus ihren Zügen war der schwermüthige Ernst geschwunden der sie sonst kennzeichnete; sie schien aus den Zeilen neues Leben einzusaugen; — beinahe möchten wir sagen, wir erkennen unsere Therese nicht mehr.

Eben küßte sie wieder entzückt die Unterschrift dc guten, frommen Brüder, als es abermals an ihre Thüre pochte.

Es ist wohl die wackere Alte! dachte Therese; sie hat mir Etwas zu sagen vergessen, und rief

mit freundlicher Stimme und lächelndem Munde ihr „Herein!“

Aber das Lächeln verschwand schnell von ihren Lippen, tiefe Röthe übergoß ihr Antlitz, als sie die eintretende Person erblickte, — und ihren Lippen entschlüpfte der leise Ruf:

Graf Erzfaly?!

Und er war's wirklich; Graf Erzfaly, der Geliebte Camilla's trat in's Zimmer Theresens. Therese kannte ihn; Marie hatte einmal Gelegenheit, ihn ihr zu zeigen.

Graf Erzfaly fand Theresen in ihrer glühenden Verlegenheit außerordentlich liebenswürdig, und theils um sie zu ermuthigen, theils weil der zutrauliche Ton, wie bei den meisten Magyaren, auch bei ihm gang und gäbe war, rief er lachend:

Wahrhaftig! Sanct Peter wird den Namen nicht erstaunter ausrufen, wenn er mir einst im Paradiese begegnet. Darf ich Ihre weiße Hand zum Gruße küssen, mein Fräulein?

Dieses Lachen und dieser zutrauliche Ton schnitt Theresen scharf durch die Seele; sie fand Etwas von adelsstolzer Ueberhebung, von übermüthiger Gering-

schätzung in diesem leichtfertigen Benehmen, und diese Kränkung gab ihr rasch die Fassung wieder.

Sie zog die Hand, welche der Graf fassen und küssen wollte, zurück und sprach bescheiden mit kalter Höflichkeit:

Zu viel der Ehre für ein Bürgermädchen, Herr Graf! Sie scheinen irre gegangen zu sein.

Wahrhaftig nein! Wenn ich mein Lebelang auf bösem Wege war, — jetzt bin ich auf dem guten!

Es ziemt dem unerfahrenen Mädchen nicht, die Wege eines Mannes zu beurtheilen! sprach Therese sich verneigend. Ich glaube aber doch in den Räumlichkeiten dieses Hauses besser bekannt zu sein und darum erlauben Sie mir — —

Mir die Thür zu weisen? — Nein, das erlaube ich mir nicht, mein reizendes Fräulein, denn jeder Weg, der mich aus Ihrer zauberischen Nähe führt, ist mir ein Weg des Unglücks! sprach mit zärtlich-weicher Stimme der Graf, indem er abermals ihre Hand erfassen wollte.

Es naht der Herbst bereits, nicht wahr, Herr

Graf? entgegnete bitter lächelnd das Mädchen, indem sie vor dem Grafen einen Schritt zurückwich.

Wie kommen Sie jetzt auf die Frage, schönes Fräulein? fragte Erzfaly erstaunt.

Nun, weil's da Brauch der stolzen Tannen und Eichen auf des Berges Gipfel ist, ein Almosen, ein welkes Blatt, ins Thal hinabzuwerfen ... das Thal hat seine Blümlein, mein Herr Graf, die ihm so lieb sind, wie dem Bergesgipfel seine Tannen!

Der Graf biß sich in die Lippen; diese feine Zurückweisung seiner Schmeichelei machte ihn auf einen Augenblick betroffen, doch war er zu viel Weltmann, als daß er gleich nach dem ersten Lanzenstoß aus dem Sattel gefallen wäre.

O gewiß — entgegnete er — hat das Thal seine Blumen! Und wenn Eichen und Tannen wüßten, was oft das Thal für zauberische Blumen hat, sie würden gerne die Luft der Freiheit und die Gesellschaft des Adlers mit den stillen Wonnen des Thales vertauschen.

Zur Abwechslung vielleicht — bei guter Laune! Doch verzeihen Sie Herr Graf, ich halte Sie auf, und Sie werden wohl erwartet.

Erwartet allerdings; doch halten Sie mich nicht auf, ich befinde mich dort, wo ich mich befinden will.

Nicht so ganz, Herr Graf! es sind die Thüren, die Sie suchen, rechts im Saale.

Mein Fräulein — entgegnete der Graf mit auffallendem Ernste — die Dame, auf die Sie anspielen, fährt so eben zu einem Stelldichein mit mir; — die Dame aber, die ich suche, steht vor mir.

Beides — antwortete Therese eben so ernst und mit stolzer Betonung, — beides wundert mich, Herr Graf, — da Sie hier sind!

Dem Grafen schnitt die stolze, beinahe verletzende Antwort tief ins Herz, doch fand er's begreiflich, daß Therese, die sein Verhältniß zu Camilla kannte, und die — so sagte doch Camilla — für ihn in Liebe entbrannt ist, manchmal ihre bittern Empfindungen nicht bemeistern kann.

Wenn man sich den Rosen nähert, — entgegnete er deßhalb artig und wie Theresen entschuldigend, — muß man auf Dornenstiche gefaßt sein. — Die Dornen gehören zu den Reizen der Rose. — Doch warum sind Sie, mein Fräulein, so mild, so

fromm und gut, so liebevoll gegen die ganze Welt, gerade gegen mich so ungerecht?

Ungerecht? frug Therese erstaunt.

Ja, mein Fräulein! ungerecht im höchsten Maße! Es ist das erste Mal, daß ich das Glück habe, daß Sie mir gram sind; Sie verurtheilen mich, ohne mich gehört zu haben.

Der Graf sprach diese Worte mit dem Ausdrucke tiefen Seelenschmerzes; es waren Worte, die aus dem Herzen zu kommen schienen und solche Worte finden in der Seele eines Weibes immer einen Fürsprecher.

Auch auf Theresen machten sie versöhnenden Eindruck, obwohl sie nur mit Widerwillen an das zweifach verbrecherische Verhältniß des Grafen zu Camilla, nur mit Groll an den Mann denken konnte, der Camilla, die verhaßte Camilla, zu lieben vermochte.

Etwas verwirrt und mit niedergeschlagenem Blicke sprach sie daher:

Verurtheilt?

Ja, Fräulein, Sie haben mich verurtheilt wegen meines Verhältnisses zu Camilla, das Ihnen nicht unbekannt ist. Ich habe mich lange gekrümmt unter dem Gedanken, daß Sie mich vielleicht — verachten,

und ich ertrage ihn jetzt nicht länger. Ich will und muß Ihnen Aufklärung geben; verdammen oder begnadigen Sie mich dann, aber ich kann nicht länger leben, ohne Ihnen Alles gesagt zu haben. Therese, ich liebe Camilla so wenig, wie Sie sie lieben!

Therese erbebte bei diesen Worten, sie wußte selber nicht, warum? — ahnte sie etwas, oder war es bloß Schadenfreude darüber, daß die Liebe der Stiefmutter unerwiedert, verrathen sei?....

Sie besaß indeß weibliche Verstellung genug, um ihre Empfindungen nicht erkennen zu lassen und nicht ohne Spott entgegnete sie:

Ich überzeuge mich immer mehr, Herr Graf, daß Sie irregegangen sind. Das müssen Sie drüben sagen, die entgegengesetzte Thüre — mich interessirt das nicht.

O Therese! erwiederte der Graf mit wehmuthsvoller Stimme; ich hätte Sie nicht so boshaft gedacht. Ich wußte es wohl, daß Sie mich abstoßend behandeln werden. Ihre Seele, so voll Gottesfurcht und Tugend, mußte sich mit Abscheu von dem Manne wenden, der die am Altare Gottes beschworene Treue bricht. Aber man wird dem Meere Dämme gesetzt,

die allmächtige Natur zur Sklavin gemacht und die Geheimnisse der Schöpfung enthüllt haben, und doch nicht vermögen, dem Drange des Herzens zu gebieten. Es ist ein Unglück, wie jedes andere; es ist eine dämonische Gewalt, die uns beherrscht und der wir zu schwach sind, zu widerstehen.... Therese, sie müssen mich hören! rief er mit überwältigender Glut, indem er die Hand des zitternden Mädchens erfaßte — Sie müssen mich hören, Therese! Ich habe das Verhältniß mit Camilla nur angeknüpft, weil ich mich anders Ihnen nicht nähern konnte... Therese! — hier sank er flehend zu den Füßen des Mädchens — ich liebe Sie

Herr Graf! rief mit bebender Stimme Therese, von den widersprechendsten Gefühlen erfaßt...

Eine Liebeserklärung, die an und für sich nicht entehrend ist, hat immer etwas Bestechendes, Entwaffnendes für ein weibliches Herz. Mag man sagen, was man will; es ist immerhin etwas schwer, einem Menschen zu grollen, dessen Verbrechen es ist, daß er uns liebenswürdig findet. Und doch empörte sich jedes bessere Gefühl in der Seele Theresens gegen diese weibliche Schwäche. Sie, das fromme, unbescholtene Mädchen, sollte einer Leidenschaft Gehör geben, welche

göttliche und menschliche Gesetze in gleichem Maße verdammen... Es war nicht möglich!

Der Graf war scharfblickend genug, in den Zügen Theresens den Kampf ihrer Seele zu lesen. Magnat und tapferer Soldat zugleich, hatte er Gelegenheit in Hülle und Fülle gefunden, weibliche Herzen zu studieren. Er erkannte auch sogleich, daß Theresens Schwäche mit ihrer Kraft ringe und daß er in ihren Grundsätzen Bresche geschossen.

Aber eben weil er den Eindruck bemerkt hatte, weil er den Kampf in ihrer Seele sah, ließ der Graf das Mädchen nicht zu Worte kommen. Er drückte einen heißen Kuß auf ihre Hand und sprach dann stürmisch, mit der Glut eines Jünglings, der zum ersten Male die Arme um das geliebte Mädchen schlingt:

O zweifeln Sie nicht an meinen Worten, Therese! Die Stätte, die Ihr Fuß berührt, hat für mich mehr Weihe, als jene, an welcher der Priester den Segen spricht; Ihres Auges Blau ist mir heiliger, als des Himmels majestätische Wölbung, und an dieser heiligen Stätte, bei dem Himmelsglanz Ihres Auges schwör' ich's, ich liebe Sie und werde Sie ewig lieben... Stoßen Sie mich nicht zurück, Therese!....

Denken Sie in Ihrer frommen Seele nicht, daß Sie Jemanden berauben; mein Herz, meine Liebe gehört Ihnen, — Ihnen allein! — Denken Sie nicht, daß ich wieder als liebender Gatte in die Arme meiner Gattin zurückkehre, wenn Sie mich abweisen, — ich kann es nicht — ich vermag es nicht, ... wenn Sie mein Herz zertreten, wird es sterben zu Ihren Füßen, aber für eine Andere schlagen, wird es nimmermehr! ... O so sprechen Sie doch, Therese! — ein gnädig' Wort! ... Leben oder Tod!

Therese schwieg, ihr Antlitz glühte, ihr Auge war gesenkt, ihr ganzes Wesen bebte; ihre Seele schien vergebens nach Fassung zu ringen ...

Erzfaly war ein schöner Mann, im frühesten Mannesalter, das ganze Land lobte seine Tapferkeit, seine Beredtsamkeit, seinen hellen Geist, seine Sprache war glühend, seine Stimme voll und warm und wußte den Weg zum Herzen zu finden....

Therese war ein Mädchen, ein armes, verwaistes, von der ganzen Welt verlassenes Mädchen, — ihre nattgequälte Seele — sie wußte es selbst nicht — sehnte sich nach einer Stütze, einem Schirmer, ... Erzfaly war der erste Mann, der so zu ihr sprach, —

und er sprach so überwältigend, — die Sprache der Liebe ist so berauschend, — das Bewußtsein, geliebt zu werden, ist so süß! — war's ein Wunder, daß der gewaltige Augenblick sie betäubte, daß ihre Seele vergebens nach Fassung rang?...

Das Kennerauge Erzfaly's wußte sich natürlich diese Aufregung richtig zu deuten; er sah sich bereits als Sieger.... Warum denn nicht?.... Es war nicht das erste Mädchenherz, das er in der ersten Stunde erstürmte. In Zeiten des Krieges lernt man bündig sein, und eben so rasch leben, wie sterben; — da hat man nicht Muße, Monden lange um den heißen Brei kurschneidend herumzuschleichen; da heißt es: fort mit dem Ballast; — alle Segel spannen, — einen Blick — einen Händedruck einen Kuß — und dann eine berauschende Stunde, — morgen ist Schlachttag, wer weiß, wen die sinkende Sonne noch am Leben findet!..

Wirklich änderte sich auch der Ausdruck in den Zügen des Grafen. An die Stelle des liebeflehenden Seelenschmerzes trat ein siegesstolzes Lächeln und der geübte Eroberer entschloß sich rasch, die letzten Gänge zu wagen...

Als er daher sah, daß Therese das entscheidende Wort nicht sprechen wollte, machte er schnell der unbe-

quemen Pause ein Ende und — selbst der Ton seiner Stimme hatte sich geändert, man möchte sagen, sie klang jetzt mehr nehmend als bittend.

O Therese, Sie schweigen! — Darf ich in Ihrem Auge lesen, süßes Kind?...

In meinem Auge? ächzte Therese, die Worte rangen sich mit Mühe aus ihrer Brust, und Scham und Aerger klang in ihrer Stimme wieder; — Aerger, ja — es klingt drollig! — aber es ärgerte sie, daß ihr eigenes Auge sie verrathen; sie hätte es in diesem Augenblicke für ewige Zeiten schließen mögen.

Ja, Dein Auge — rief mit ausbrechendem Entzücken der Graf — Dein zaubervolles Auge, und diese reizende Verlegenheit — Alles spricht von meinem Glücke! Du hast mich erhört, Engel! besiegle es mit einem Kusse!

Der Graf war bei diesen Worten aus seiner knieenden Stellung aufgesprungen, um Theresen stürmisch in seine Arme zu schließen, aber — ein heftiger Stoß machte ihn rücklings taumeln.

Fort! schrie Therese; die Heftigkeit des Grafen hatte natürlicher Weise die mädchenhafte Angst in ihr geweckt, diese rüttelte dann rasch das Bewußtsein auf,

und alle Gefühle und Gedanken, die in der Seele Theresens bisher durch die Worte des Grafen in einen zauberähnlichen Schlaf gefallen waren, wurden wach, wie die Bewohner eines Hauses, durch welches bei Nacht plötzlich der Schreckensruf: „Ein Dieb!" gellt.

Ihre augenblickliche Lage ward ihr klar; sie sah die Gefahr, in welcher sie schwebte, und ihr Herz stählte sich in Gedanken an Gott! sie sah das lächelnde, siegestrunkene Gesicht des Grafen und ihre Seele wappnete sich mit dem edlen Stolz des Weibes, der sich durch die Kriegskunst des Mannes allerdings verletzt fühlen mußte.

Fort! schrie Therese zornglühend, hochaufgerichtet, — in meinem Auge?... Ihr Glück?... Herr Graf! wüßt' ich in meinem Auge einen Strahl, der für Sie spricht, ich riße es aus; fänd' ich in meinem Herzen einen Funken, der für Sie glüht, ich würde ihn ersticken und wär' es meines Lebens letzter Funke!

Das sind wieder die verdammten Gänse! sprach der Graf in Gedanken zu sich selber... Gänse? — Ja! Dem Grafen war auch eine kräftige Vertheidigung vorgekommen, daß Mädchen, die hinschmolzen

und wehrlos schienen, so lange er schmeichelte und flehte, plötzlich blank gerüstet dastanden, wenn er den Ruf: „Ich habe gesiegt!“ ausstieß!... Die instinktartige Angst im Mädchenherzen, die Scham, die Eitelkeit, gekränkt dadurch, daß man so ohne Schwertstreich siegen wollte, manchmal auch angewöhnte Ziererei, warfen ihm nicht selten in den entscheidenden Augenblicken hartnäckige Hilfstruppen aufs Schlachtfeld, und diese seine Feinde nannte dann der Graf „die schnatternden Gänse auf dem Kapitol der Unschuld.“

Der Graf war auch weit entfernt davon, durch das Mißglücken seines letzten Anstürmens die Fassung zu verlieren, und mit lächelndem Munde und versöhnend klingender Stimme unterbrach er die zürnende Erklärung Theresens durch die Worte:

O, nicht doch, süßes Mädchen! nimm mein Auge, nimm mein Leben; was wäre die Welt ohne Dich!

Diese zutrauliche Sprache empörte Theresen noch mehr.

Sie war in dem Augenblicke von glühendem Hasse gegen den Mann erfüllt, der sie schwach gesehen, und ihre Schwäche so nachsichtslos ausbeuten

wollte; sie schien gerade in die entgegengesetzten Empfindungen überstürzt zu sein.

Fort! rief sie keuchend, aus meinem Zimmer!... Ich rede mit Jedem seine Sprache. Sie haben Art und Anstand weggeworfen, so muß auch meine Sprache das schmiegsam weiche Kleid des zarten Ausdrucks abwerfen und sich mit dem Panzer ungeschmückter Wahrheit rüsten. — Wo Roheit tritt in's Feld, nützt das Rapier nichts mehr — da muß das blanke Schwert heraus... d'rum sage ich Ihnen auch unumwunden, Herr Graf: könnt' ich Sie mehr verachten, als ich Sie bereits verachte, ich thäte es; — wär' ich ein Mann, ich würde die Frechheit Ihres Benehmens mit dem Stahle in der Hand rächen, so aber bin ich ein schwaches Mädchen, ohne Schutz und ohne Schirm, und kann nichts anderes thun, als befehlen, daß Sie augenblicklich mein Gemach verlassen .... Sie werden nach dieser Erklärung doch nicht zaudern?

Ich zaudere doch, mein süßes Kind! entgegnete der Graf lächelnd, setzte aber gleich mit entschlossenem Ernst in den Zügen und in der Stimme hinzu: Ich habe mir geschworen, ohne das Geständniß Deiner

Liebe dieses Zimmer nicht lebendig zu verlassen. Ungeliebt von Dir, eckelt die Welt, widert das Leben mich an ... Du wolltest in meinem Blute die Schmach abwaschen, die ich Dir angethan? hier — rief er, indem er auf's Knie sank, aus der Brusttasche eine Pistole riß und sie Theresen darreichte — hier hast Du, Mädchen — drück ab! ... O, laß mich sterben zu Deinen Füßen — im Sonnenglanze Deines Auges! — drück ab! — eine leise Bewegung Deines Fingers — und Du bist gerächt — dazu braucht's nicht der Manneskraft! ... Nur um Eine Gnade will ich bitten! — wenn ich im Sterben liege rufe Camilla, — ich will keine Lüge mit hinübernehmen — ich will ihr sagen, daß ich sie haßte, daß ich Dich liebte ... Nun, warum zauderst Du — Theres? ... Räche Dich doch, Madchen! ...

Diese Worte des Grafen drangen mit übermächtiger Gewalt in das Herz Theresens; mit grellem Lichte loderte in ihrer Seele ein überwältigender Gedanke auf, — es war der Gedanke an — Rache! — All' ihre Empfindungen gingen plötzlich in ein heißes Verlangen auf, das sie bisher nicht kannte, das sich aber mit allen Wonnen des Himmels ihr ankündigte, es

war das Verlangen nach Rache. Ist es nicht der Geliebte Camilla's, der jetzt zu ihren Füßen liegt? Ist es nicht der Mann, den die verhaßte Stiefmutter anbetet und vergöttert, der jetzt knieend den Tod durch ihre Hand begehrt, weil er eher sterben, als unerhört scheiden will?

Sprich ein freundlich Wörtchen, Therese! — ruft ein hämischer Geist ihr zu — und Camilla ist gedemüthigt durch dich, gedemüthigt ihre Schönheit uud ihr Geist! Du trittst mit dem vernichtenden Stolze der siegreichen Nebenbuhlerin vor sie hin, — wie wird das nagen und zehren an dem Herzen der Schlange! Die Hölle selbst kennt keine furchtbarere Qual, als verschmähte, verrathene Liebe! — Wo willst du ein Weib, eine Italienerin schmerzlicher verwunden, als an ihrer Liebe?

Diese Gedanken erschütterten Theresen auf das heftigste, und brachten einen jähen Wechsel in der Welt ihrer Empfindungen hervor ... jetzt sprach der Graf die Worte:

Nun, warum zauderst Du, Theres! — Räche Dich doch, Mädchen! — und diese Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf sie; sie klangen

ihr, wie die Stimme Gottes! . . . Und war es nicht wunderbar, daß der Graf in zwei Worten aussprach, was so eben ihre ganze Seele erfüllte? . . .

Theresen galt das Zeichen, daß der Himmel ihre Gefühle billige. Wie auf ein Zauberwort änderte sich der Ausdruck ihrer Züge. Es war nicht mehr der Zorn, der ihr Antlitz röthete, irgend ein gewaltiger Entschluß belebte es; die Majestät der strafenden Gerechtigkeit strahlte von ihrer Stirne.

Ja, ich will es! rief sie jetzt, indem sie dem Grafen die Pistole aus der Hand riß und mit einer Stimme, die den Knieenden entsetzte; er dachte bereits die Kugel im Herzen zu fühlen. — Ich will es! — schwören Sie mir, Graf, mit Camilla zu brechen, sich ihr nie mehr freundlich zu nähern, und ich will Sie lieben! Schwören Sie es?

Ich schwöre! rief der Graf mechanisch; er wußte nicht, was er aus dieser plötzlichen Wendung in den Aeußerungen Theresens machen sollte.

Schwören Sie es, bei Ihrem Gotte, Ihrer Ehre!

Ich schwöre es bei meinem Gotte, meiner Ehre!

Da haben Sie Ihre Waffe wieder; hätten Sie

einen Augenblick gezaudert, zu schwören, ich hätte Sie beim Wort genommen und Ihnen die Ladung durchs Herz gejagt.

Ich kann also auf Ihre Liebe hoffen? rief der Graf entzückt.

Das weiß ich jetzt noch nicht; das hängt von der Erfüllung Ihres Schwures ab.

Aber doch den ersten Kuß? —

Nein; jetzt nicht! entgegnete das Mädchen in Scham erglühend; lassen Sie mich jetzt allein, Herr Graf!

Gut — Sie sollen sehen, wie ich fügsam bin! — ich darf doch morgen wieder kommen?

Ja — kommen Sie! erwiederte sie mit fester Stimme; der Graf drückte einen heißen Kuß auf ihre Hand und verließ das Zimmer.

Als er die Thüre hinter sich schloß, erblickte er erstaunt Camilla neben sich.

Sie erfaßte seine Hand und zog ihn eilends nach sich auf ihr Zimmer, das dem Theresens gegenüber lag.

Als sie hier in Sicherheit waren, stellte sich Camilla dem Grafen gegenüber und sprach mit dem Ausdrucke scherzhaften Entsetzens in Stimme und Mienen.

Du hast mich ja abgeschworen, Ungetreuer?

Was sollt' ich thun — entgegnete lachend der Graf — wenn ich's einmal angefangen hatte, mußte ich's doch ausführen. Aber ich sage Dir, ich habe ein ziemlich interessantes Leben, — diese Szene mit Theresen jedoch wiegt mein ganzes Leben auf!

Vierzehntes Kapitel.

Ein gutes Herz.

Wir kehren nach Wien zurück.

Monate sind vergangen, seit wir die beiden Brüder verlassen haben. Der rauhe Herbstwind jagte die letzten vergilbten Blätter von den Bäumen und feuchte Nebel lagerten über die Stadt.

Es war an einem Novemberabend, als ein Mann über die Freiung gegen den tiefen Graben zuschritt, den Hut im Gesicht, er sprach leise mit sich selbst, zuweilen blieb er einen Augenblick stehen und schien eine Frage, die er sich stellte, zu erwägen, dann stieß er einen halblauten Seufzer aus und setzte seinen Weg fort.

Vor dem Hause, das die Witwe Gottwald bewohnte, fiel der Schein einer Lampe in sein Gesicht, es war der uns wohlbekannte Vetter der Witwe, der Dichter: Herr Ambrosius Reimer.

Er betrat das Haus.

Wir eilen ihm Voraus in die Stube.

An einem Tische saß Mutter Gottwald und beschäftigte sich emsig mit einer weiblichen Arbeit.

Es war dasselbe gutherzige Gesicht, aber tiefer Kummer hatte da, seit wir diese freundlichen Züge zum letzten Male gesehen, seine inhaltsschwere Schrift eingegraben.

Am andern Ende des Tisches saß Julie. Die trug wohl noch schmerzlicheres Leiden. Erbleicht waren die frischen Rosenwangen, die Augen von leichten bläulichen Ringen umzogen, den Zeugen der vielen Thränen, die diese Augen vergossen, die feine Hand war abgemagert und die blauen Adern schimmerten durch die zarte Haut. Sie saß da, wie in sich selbst versunken, die Hände ruhten unthätig in ihrem Schooß und ihr Blick starrte in das Licht der Lampe.

Von Zeit zu Zeit blickte sie seitwärts wo in einer Wiege ein kleiner Engel ruhte.

Dann stand sie auf, trat zu der Wiege und beugte sich mit dem Ausdruck der zärtlichsten Mutterliebe über den Kleinen.

Eine warme Thräne fiel auf die Wange des zarten Schläfers und ein Lächeln umspielte den feinen Mund. Eine Mutterthräne ist wie ein Mutterkuß. Es ist der Thau mütterlicher Liebe, welcher die Seele des Kindes ahnen läßt, daß es mit aller Macht des Herzens geliebt wird. Darum lächelte es im Schlafe wie zum Danke.

Julie drückte einen leisen Kuß auf die Stirne ihres Söhnleins.

Armer, armer Edmund! seufzte sie, und ging dann wieder auf ihren früheren Platz zurück.

Er bleibt heute lange aus! sprach Mutter Gottwald, indem sie ihre Arbeit weglegte.

Wer? fragte Julie.

Nun, Vetter Ambros!

Vielleicht ist er beschäftigt, entgegnete das Mädchen, der gute Ambros opfert uns so viel Zeit.

Das ist wahr, mein Kind! er ist ein braver, herzensguter Junge, und ein Verwandter, wie man selten Einen findet. Er hilft uns redlich unser Leid tragen. Mög' es Gott ihm vergelten und Du, so weit Du es kannst.

Ich? fragte verwundert Julie.

Ja, mein armes Kind! — Doch — man klopft. Er ist's!

Die Thüre öffnete sich, der Dichter trat ein.

Seine Toilette war ebenso tadellos, wie damals, als er seine Muhmen zum Schauspiele einlud. Es war ein Mann wohl in den Dreißig, aber sein Antlitz, das glatt rasirt war, schien um etliche Jahre jünger und trug den unverkennbaren Ausdruck von einfacher Bescheidenheit, fast Schüchternheit und Herzensgüte. Eine Schwäche hatte der gute Mann, er machte gerne Verse. Aber man verzeih ihm das um seiner vielen guten Eigenschaften willen. Diese hatte er bei seinem Verwandten auf das beste bewährt. Trotz seiner Unkenntniß in Liebessachen hatte er denn doch bald erkannt, daß seine Muhme Julie ein tiefes Leid im Herzen trage, und die Untreue ihres Gelieb-

ten beweinte. Hier galt es zu trösten — und das verstand Ambros auf das beste.

Täglich brachte er etliche Stunden bei Frau Gottwald zu und ging mit dem angenehmen Bewußtsein fort, die beiden Frauen ein wenig erheitert zu haben.

Heute schien es ihm aber mit seinen gutmüthigen Späßen nicht recht Ernst, er schien etwas auf dem Herzen zu haben, das ihn verstimmte.

In einem Augenblicke, als Julie zu ihrem Kinde trat, flüsterte er der Witwe zu.

Haben Sie Julien unterrichtet, liebe Muhme?

Sprechen Sie nur mit ihr während ich das Nachtmal bereite, und hoffen Sie das beste.

Bald darauf verließ Mutter Gottwald das Zimmer.

Ambrosius befand sich mit Julien allein.

Schüchtern, wie Herr Ambrosius Reimer war, besonders Frauen gegenüber, strengte er sein Gehirn übermäßig an, um eine Einleitung seines Gespräches mit Julien zu finden, aber lange vergebens.

Endlich dachte er, es dürfte das beste sein, so-

gleich, wie das Sprichwort sagt, mit der Thür ins Haus zu fallen.

Er nahm allen seinen Muth zusammen und begann:

Liebe Julie!

Das war kühn. Bis heute hatte er nie diesen Namen ausgesprochen, ohne das Wort „Muhme" voranzusetzen. Er bewunderte sich.

Julie schien übrigens diese Veränderung nicht gemerkt zu haben; sie wandte sich ruhig an ihn und fragte:

Was wünschen Sie, Herr Ambros?

Liebe Julie, wiederholte er, ich kann Ihren Schmerz, Ihren Jammer nicht länger mehr mit ansehen. Sie härmen sich täglich mehr ab, was eigentlich eine Sünde ist. Denn Sie sollten an das arme Kind denken, dessen Leben von dem Ihrigen abhängt, das ohne sie eine arme, verlassene Waise wäre.

Ja, arm und verlassen, — rief Julie, — wie seine Mutter!

O glauben sie das nicht, weder Sie noch das zarte Wesen dort ist verlassen — wenn Sie nur wollen!

Wenn ich will? fragte verwundert das Mädchen, wie soll ich das verstehen?

Ja gewiß; wenn Sie das thun wollen — wovon Ihre Mutter heute mit Ihnen sprach.

Meine Mutter? heute? Ich erinnere mich an nichts! Wir sprachen von unbedeutenden Sachen.

So hat sie nicht Wort gehalten, die böse Muhme! Doch weil wir schon im Gespräche sind, so hören Sie, liebe Julie: Wenn ein Mann, ein braver, von allen seinen Freunden und Bekannten geachteter Mann Ihnen seine Hand anböte, was würden Sie thun?

Ich würde ihm für die Ehre danken, aber sie nicht annehmen! entgegnete mit Entschiedenheit Julie.

Ambros schwieg getäuscht in seiner Erwartung.

Es entstand eine Pause. Endlich brach Julie das Schweigen:

Ich habe Ihre edle Absicht erkannt, Vetter Ambros, und ich danke Ihnen für den redlichen Willen, aber ich muß Ihr Anerbieten ausschlagen. Ich habe die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben. Edmund Wallner wird seinen Fehler erkennen, er wird, um

sein Vergehen zu sühnen, gewiß ein desto zärtlicherer Gatte sein.

O klammern Sie sich nicht an diese Hoffnung, liebe Julie! Ein Mann, der einmal pflichtvergessen in der Liebe war, ist es für immer.

Nein, nein! rief Julie mit Ueberzeugung. O rauben Sie mir nicht den schönen Glauben an Edmunds Herz. Er konnte straucheln, er konnte irre gehen, aber er wird erkennen, daß ein böser Geist ihn verführen wollte, er wird sich mit Macht losreißen und wieder zu seiner Julie zurückkehren.

Unglückseliger Wahn! seufzte Ambros halb laut.

Und ich, fuhr Julie fort, ich, die ich mich noch in Edmunds Liebe zu sonnen hoffe, sollte diese beseligende Hoffnung hingeben für das Mitleid, das ein wohl edles Herz empfindet, aber doch eben nur Mitleid ist? O, handeln Sie nicht unüberlegt, lieber Ambros, Sie könnten es bereuen! Sie wollen die Verlassene, die Gefallene, die Ausgestoßene aufnehmen, wieder aufrichten, ihre Ehre von neuem herstellen, es ist großherzig; aber wie, wenn Sie ein Mädchen fänden, die rein und ohne Schuld, ohne die Zeichen tiefen

Jammers, mit lebensfrischem jungen Herzen Ihre Liebe erweckte? Was wäre dann das schwache Mitleid gegenüber diesem allgewaltigen Gefühle! Nein, nein, Herr Ambros, in diesen Kampf will ich Sie nicht führen, sein Ausgang wäre zu zweifelhaft.

Dem guten Vetter leuchtete die Wahrheit dieser Worte allerdings ein, aber fragte er sich selbst, ist es denn wirklich nur Mitleid, was ich für Julien fühle? Er hatte schon oft Mitleid gefühlt mit Unglücklichen, aber damals hatte sein Herz nicht so heftig geschlagen, wie jetzt, — es mußte mehr als Mitleid, gewiß, es mußte Liebe sein, was da im Busen drängte und glühte. Er sah ein, daß er unglücklich sein würde, wenn er Julien nicht sein nennen könnte, das war doch gewiß nicht Mitleid — er hätte alle Qualen für sie ausgestanden, um sie glücklich zu machen, — das war mehr als Mitleid, es war Liebe!

Er stand auf, näherte sich Julien und ergriff ihre Hand.

Julie! rief er aus, Du irrst Dich in meinem Gefühle. Ich liebe Dich, weil Du so gut, so einfach, so edel bist. Ich liebe Dich und werde immer nur Dich

lieben, und wenn Du mein Glück willst, so werde mein Weib.

Ich kann, ich darf nicht, sprach Julie schluchzend. Ich habe Edmund Treue geschworen, sein Meineid gibt mir nicht das Recht, auch eidbrüchig zu werden. So lange er lebt, will ich hoffen und harren, ich schwöre es bei dem Haupte dieses unschuldigen Kindes.

Nun, so möge Dir Gott gnädig sein in Deinem Schmerze, in Deiner Hoffnung!

Gewiß, das wird er. — Aber Sie sind mir doch nicht böse, lieber Vetter, sprach das Mädchen, versöhnend durch Thränen lächelnd; weil ich Ihnen eine gerade und offene Antwort gab?

Wer könnte Ihnen zürnen! entgegnete Ambros. Zwar mein höchstes Glück wäre es gewesen, das Junggesellenleben aufzugeben und an der Hand eines solchen Weibes, wie Sie, Julie, weiterhin durch die Welt zu wandern — nun, mein Wunsch bleibt für jetzt unerfüllt — vielleicht, daß die Zukunft ihn gewährt.

Er stand auf und wollte sich entfernen.

Doch Julie hielt ihn zurück.

Was soll das, Vetter Ambros? Sie wollen uns verlassen? O thun Sie das nicht.

Sie haben Recht, Julie! So verlasse ich Sie nicht. Wir wollen heute noch recht vergnügt, so sehr es eben möglich, den Abend verbringen. Morgen trete ich eine Reise an.

Also verlassen Sie uns doch? sprach Julie mit vorwurfsvollem Tone.

Es ist besser für uns Alle. Graf M** hat mir den Antrag gemacht, ihn nach Italien und Frankreich zu begleiten. Ich habe mich noch nicht entschieden. Ich sage morgen zu. Abends verlassen wir Wien. In einem Jahre komme ich wieder. Dann ist wohl bessere Zeit, und vielleicht —

Mutter Gottwald trat in die Stube.

Mütterchen, rief Julie ihr entgegen, ich bin recht traurig, Vetter Ambros reist morgen fort.

Sie verlassen uns?

Ja, liebe Muhme, doch, so Gott will, komme ich bald, recht bald wieder!

Frau Gottwald schüttelte unzufrieden das Haupt, sie hatte sich an die Gesellschaft ihres Vetters ge-

wöhnt und gar wohl dessen Liebe zu ihrer Tochter bemerkt. Sie hätte um so lieber eine Vereinigung zwischen Beiden gesehen, als ihr dies das beste Heilmittel für Juliens Leiden schien. Doch, kommt Zeit, kommt Rath, dachte die alte Frau und ergab sich in das Schicksal.

Der Abend verging, man nahm Abschied.

Tags darauf fuhr Ambros mit dem Grafen M** in einer Reisekutsche auf der Straße nach Steiermark dem Süden zu.

Eine kurze Strecke außerhalb Wiens begegnete den Reisenden eine glänzende Equipage.

In derselben saß an der Seite der schönen Baronin Josephine Olmers ein blonder junger Mann.

Josephine winkte dem Grafen mit der Hand und rief ihm eine „glückliche Reise" zu.

Ambros, der die Baronin ebenfalls kannte, war nicht lange im Ungewissen, wer der junge blonde Mann an ihrer Seite sein mochte.

Arme Julie! seufzte er leise, Du wartest vergebens auf die Rückkehr Deines treulosen Geliebten.

Fünfzehntes Kapitel.

Im zweiten Stocke.

Es war ein schöner, aber kalter Novembertag, als in der Nähe der St. Stefanskirche ein Mann auf und ab ging, der Jemanden zu erwarten schien.

Er sah von Minute zu Minute auf die Thurmuhr und seine Ungeduld schien jeden Augenblick zu wachsen.

Hol' der Kuckuk diesen Bären, wenn er mich noch lange in der Kälte warten läßt! Oder sollte er dem Briefe nicht getraut haben? Dazu ist er wohl zu sehr eifersüchtig. — Es schlägt schon halb zwei Uhr.

In einen langen Oberrock gehüllt, eine Pelzmütze tief ins Gesicht gedrückt, was wohl weniger der Kälte wegen, als um nicht so leicht erkannt zu werden, ge=

schehen mochte, schritt der Mann wieder vom Stock im Eisen bis zur Kirche und zurück.

Endlich schien er die erwartete Person kommen zu sehen, seine Miene nahm den Ausdruck der Zufriedenheit an und er blieb stehen.

Durch die Kärnthnerstraße herauf schritt ein Herr, in welchem man, obwohl er in Civil gekleidet war, doch auf den ersten Blick den Soldaten erkannte. Sein Gesicht war fürchterlich von Blatternarben entstellt und mehrere Säbelhiebe hatten auf demselben tiefe Merkmale hinterlassen. Mit Einem Worte, er war nicht zu verkennen, der tapfere aber grundhäßliche Oberst Baron Olmers.

Er schritt rasch auf den Mann in der Pelzmütze zu und pflanzte sich vor demselben mit finster rollendem Blicke, und ohne ein Wort zu sagen, auf.

Herr Oberst? frug der Mann mit der Pelzmütze.

Der bin ich!

Und ich bin der Schreiber des Briefes.

Ha! gut, daß ich Sie habe! rief der Oberst mit einer Stimme, daß sich die Vorübergehenden erschrocken umsahen. Sie entkommen mir nicht. Entweder beweisen Sie ihre Anschuldigung, und dann möge Gott diesem

blonden Bürschchen gnädig sein, oder Sie beweisen sie nicht und dann wehe Ihnen. So wahr ich Olmers heiße, ich breche Ihnen das Genick.

Wie Ihnen beliebt! sagte der Mann mit ruhigem Lächeln. Doch Ihre beiden gesunden Augen sollen sich selbst von der Wahrheit meiner Angabe überzeugen.

Und wann?

Heute Abend um 10 Uhr! sagte der Mann mit der Pelzmütze in bestimmtem Tone.

Der Oberst war wüthend; die Ruhe, die Sicherheit, welche sein Begleiter zeigte, ließ ihn nicht zweifeln, daß die Angabe desselben wahr sei. Er war also betrogen von seinem Weibe, seit Monaten betrogen von einem jungen Bürschchen, dem er immer freundlich hatte begegnen müssen, um nicht für einen eifersüchtigen Bären ausgeschrien zu werden. Er schäumte vor Wuth bei diesem Gedanken.

Gut, sprach er weiter, Sie bleiben bei mir und begleiten mich Abends nach Hause. Wann kommt der Elende?

Gegen 9 Uhr.

Es wird eine Fuchshetze geben, dafür stehe ich Ihnen.

Und der Hirsch wird Jäger sein! murmelte der Unbekannte mit spöttischem Lächeln für sich.

Und was beginnen wir, bis der Abend kommt? Diese Stunden werden mir zu Ewigkeiten.

Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, so machen wir ein Spiel. Dabei entflieht die Zeit pfeilschnell, und es wird Abend, bevor wir es merken. Auch werden Sie unglücklich spielen, Herr Oberst, da Sie sehr aufgeregt sind, das wird aber Ihren Unmuth nur noch vergrößern und die Rache desto süßer machen.

Beim Teufel! Sie haben Recht. Ich bewundere Sie Ihres Scharfsinnes wegen. Kommen Sie.

Die Beiden begaben sich in ein nahes Kaffeehaus und spielten.

Es geschah wirklich, wie der Unbekannte vorausgesagt hatte. Der Oberst verlor fortwährend und ärgerte sich deßhalb fast zu Tode, aber die Zeit verflog und als der letzte Dukaten aus dem Beutel des Barons in jenen des Unbekannten gewandert war, schlug es eben acht Uhr.

Gehen wir! rief der Letztere aufspringend.

Beide verließen das Kaffeehaus und im raschen

Schritte schlugen sie die Richtung gegen das Kärnthnerthor ein.

Bald befanden sie sich außerhalb der Stadt. Sie gingen über die Wienbrücke, dann durch die uns bekannte Allee und befanden sich einen Augenblick später an der Außenseite des Gartens, welcher zum Hause des Advokaten Grünwald gehörte.

Die Gartenthüre war offen. Sie traten ein und verbargen sich in einer Laube.

Das Wetter ist grimmig kalt; bemerkte nach einer Weile der Unbekannte, mir wenigstens könnte es alle Jagdlust verleiden.

Der Oberst antwortete nicht, sondern blickte fortwährend hinauf zu den Fenstern des zweiten Stockwerkes, welche finster waren bis auf zwei, welche zu dem Schlafzimmer der Baronin gehörten.

Einmal strich ein Schatten langsam über die weißen Fenstervorhänge, es war der der Baronin.

Der Oberst zuckte zusammen und biß sich die Lippen blutig.

Plötzlich hörten Beide Schritte. Man näherte sich der Gartenthüre.

Diese wurde leise und vorsichtig geöffnet.

Er ist es! rief der Oberst mit erstickter Stimme und keuchend.

Um Gottes Willen! mäßigen Sie sich, sonst sind wir verrathen! flüsterte der Unbekannte.

Der Neuangekommene ging quer durch den Garten und verschwand durch die Hinterthüre des Hauses.

Der Oberst stöhnte, kalter Schweiß perlte ihm auf der Stirne.

Wissen Sie, Herr Oberst, wohin man durch diese Thüre kommt? fragte der Unbekannte mit Hohn. — Geraden Weges über eine Treppe in das Schlafgemach Ihrer schönen Frau Gemalin!

Fort, fort! schrie der Oberst und wollte hinausstürzen, der Unbekannte aber hielt ihn zurück und sprach:

Gemach, Herr Baron! Sie verderben noch Alles! Gegen ein listiges Weib muß man bedächtig und ruhig zu Werke gehen. Wir werden in Gesellschaft die ersten Schritte thun, die Entwicklung des Ganzen überlasse ich dann getrost Ihrem gerechten Zorne.

Er nahm den Oberst am Arme und zog ihn mit sich fort.

Sie traten durch die zwischen Ephen und Wein-

reben versteckte Thüre und stiegen leise die Treppe hinauf.

Als sie im zweiten Stockwerke ankamen, hörten sie deutlich die Stimme der Baronin und Edmunds.

Bleiben Sie ruhig, flüsterte der Unbekannte, sonst ist unser Spiel verloren.

Er näherte sich der Thüre und zog eine kleine Blendlaterne hervor. Hierauf zog er eine Querstange, welche sich an der Thüre befand, vor dieselbe und hängte ein Vorlegschloß an, welches er mitgebracht hatte.

Das Ganze geschah mit einer Ruhe und Sicherheit, daß selbst der Oberst, der kaum zwei Schritte entfernt stand, blos sah, aber auch nicht das geringste Geräusch vernahm.

Dieser Weg ist versperrt, sagte der Unbekannte, indem Beide wieder die Wendeltreppe hinabstiegen, versucht er es, durch das Fenster zu springen, so zerschmettert er sich auf den Steinplatten, mit denen hier der Gartenweg gepflastert ist, den Leib; Herr Oberst können erscheinen, ich erwarte Sie hier!

Gott sei Dank! rief dieser und eilte fort.

Der Unbekannte schloß die Thüre und zog si

in die Laube zurück, wo er und Olmers gewartet hatten.

Hier sah er zu den beleuchteten Fenstern empor.

Eine Weile blieb Alles ruhig.

Dann aber zeigt sich Bewegung.

Ein Schatten eilte vorüber, es war der eines Weibes.

Plötzlich hielt sich derselbe stille. Das Fenster öffnete sich. Der Unbekannte, welcher sich mit pochendem Herzen dem Hause wieder genähert hatte, hörte deutlich die halblaut gesprochenen Worte:

Da hinaus, lieber Edmund! suche Dich an der Querstange zu halten.

Eine männliche Gestalt schwang sich heraus.

Ungefähr sechs Fuß unter den Fenstern des zweiten Stockes lief an der ganzen Breite des Hauses eine hölzerne Stange, an welcher der kleine Advokat die Spitzen seiner Reben und des Epheu zu befestigen pflegte.

Auf dieser schwachen Stange, die sich unter der Last bog und krachte, stand nun Edmund; mit den Händen hielt er sich am Fensterstocke fest.

Der Fuchs ist gefangen, sprach der Unbekannte triumphirend zu sich selbst und blickte erwartungsvoll in die Höhe.

*
* *

Edmund war mit heiterem Lächeln in Josephinens Zimmer getreten, die, ihm entgegeneilend, ihn umarmte und dann auf das Sopha niederzog.

Bösewicht! warum so spät?

Verzeihe, liebe Josephine! aber Blaumann ersuchte mich, ihn gewiß bis 8 Uhr zu Hause zu erwarten. Ich wartete bis ein Viertel nach acht, er kam nicht, da eilte ich denn zu Dir.

Man war schnell versöhnt, man lachte, plauderte, küßte sich, man lebte wie jeden Tag, in Freude und Lust — da hörten die Liebenden plötzlich den schweren Schritt des Obersten im Nebenzimmer.

Endlich sprang Josephine auf, hatte aber Geistesgegenwart genug, schnell die Thüre zu verriegeln.

Eilen Sie, Edmund! rief sie und drängte ihn zur Thüre.

Diese war verschlossen und trotzte jeder Anstrengung.

Wir sind verrathen! rief Josephine und wurde leichenblaß.

Der Oberst klopfte und rief:

Oeffne schnell, theure Josephine, eine wichtige Nachricht!

Der Ton der Stimme, dieses „theure" schien keineswegs auf den Ueberfall eines wüthenden Ehemanns, der sich betrogen sieht, zu deuten.

Ich komme sogleich! rief Josephine. Sie öffnete schnell das Fenster. Edmund schwang sich hinaus.

Die Baronin schob hierauf den Riegel zurück, die Thür ging auf, der Oberst stand mit einer langen Reiterpistole vor ihr.

Mit einem leisen Schrei wich sie einen Schritt zurück, Baron Olmers trat in das Zimmer.

Warum erschrecken Sie, meine Theure? fragte der Oberst und warf einen forschenden Blick in dem Gemache herum.

Der plötzliche Anblick dieser Mordwaffe hat mich für den Augenblick in Schrecken gesetzt!

Sie werden doch nicht glauben, meine Theure, daß ich Sie erschießen will?

Josephine versuchte zu lächeln, es mißlang. Jede ihrer Bewegungen verrieth das furchtbare Bangen ihrer Seele.

Sie öffnen die Fenster in dieser Jahreszeit, fuhr der Oberst fort, Sie werden erkranken, liebe Josephine! Erlauben Sie, daß ich sie schließe.

Mit diesen Worten machte der Oberst eine Bewegung, als wolle er auf das Fenster zugehen.

Josephine erfaßte ihn am Arme und rief hastig:

Bemühen Sie sich nicht, mein Gemahl, die Hitze des Zimmers ist mir unerträglich, ich fühle mich einer Ohnmacht nahe.

Wie Sie wünschen! entgegnete der Oberst und nahm auf dem Sopha Platz.

Er schien eine Weile nachzudenken, dann flog ein böses, wahrhaft teuflisches Lächeln über sein Gesicht, — er hatte seinen Plan fertig. Er zog eine Uhr hervor und sprach dann zu Josephine mit so lauter Stimme, daß es der junge Mann vor dem Fenster hören mußte:

Es ist jetzt gerade neun Uhr, meine Theure! — Ich werden bis Morgen Früh fünf Uhr da bleiben. Wer in dieser Zeit hier ins Zimmer tritt, dem jage ich eine Kugel durch den Leib! Sie aber, meine schöne Gemahlin, jage ich dann wie eine Metze aus dem Hause und lasse Sie durch meine Lakeien wie einen

Hund mit Fußtritten traktiren. Kommt Niemand — nun so will ich geträumt haben und morgen verlassen wir Wien, um den bösen Träumen aus dem Wege zu gehen.

Josephine hatte diese Worte mit Entsetzen vernommen. Edmund war verloren, mußte verloren sein. Entweder starb er von der Hand des Obersten, oder vor Kälte erstarrt und ohnmächtig, konnte er sich nimmer halten und stürzte hinab, wo ihn nur ein Wunder das Leben retten konnte.

Sie warf sich laut weinend dem Obersten zu Füßen und rief mit herzzerreißendem Tone:

Gnade, Olmers, Gnade! Nicht für mich, aber füe den armen jungen Mann! Nur dies Eine Mal, Verzeihung, ich werde nimmer, nimmer fehlen! Ich will Ihnen eine treue, liebevolle Gattin sein; aber, beim allbarmherzigen Gott, Gnade!

Sie hatte des Obersten Knie umklammert und erhob ihr thränengebadetes, bleiches Antlitz zu ihm empor.

Aber Olmers war nicht der Mann, der sich rühren ließ.

Ich kenne keine Gnade, nur Strafe für eine Ehebrecherin und ihren Buhlen!

Josephine brach zusammen und schluchzte laut.

Der Oberst saß unbeweglich und blickte düster vor sich hin.

Da krachte es vor dem Fenster, die Baronin sprang empor und stürzte mit dem Ausrufe: Allmächtiger Gott! zum Fenster.

Muth, Josephine, Muth! flüsterte Edmund leise, die Latte ist unter der Last meines Körpers gebrochen, aber meine Arme sind stark, meine Muskeln wie von Stahl, ich halte mich. Und falle ich, so bist Du doch von der Schande gerettet.

Der Oberst lachte mit Ingrimm und murmelte:

Wie die treue Gattin um den Ehebrecher besorgt ist!

Josephine trat abermals auf ihren Gatten zu und flehte mit weicher Stimme:

Olmers! noch einmal beschwöre ich Sie, lassen Sie Gnade für Recht ergehen. Ich gestehe meine Schuld, ich habe Sie schwer beleidigt; aber ich schwöre Ihnen bei Allem, was heilig ist, es geschieht nimmer. Morgen verlassen wir Wien, oder schicken Sie mich in

ein Kloster, legen Sie mir was immer für eine Buße auf, aber Gnade, Gnade für Edmund!

Nein! keine Gnade! entgegnete mit Bestimmtheit der Oberst.

Kaum hatte er dies Wort ausgesprochen, als Josephine auf ihn losstürzte, um ihm die Pistole zu entreißen.

Aber Olmers war auf seiner Huth. Mit kräftiger Faust stieß er seine Gemahlin zurück.

Diese taumelte und stürzte zu Boden. Sie schlug heftig mit dem Haupte auf die Getäfel des Bodens und Blut quoll aus einer Wunde.

Hastig aber raffte sie sich empor und mit vor wuthflammenden Augen rief sie keuchend:

Unmensch! dessen Herz ebenso eckelhaft ist, wie seine Gestalt, bei diesem Blute schwöre ich Dir, und möge ich verflucht sein, wenn ich meinen Schwur breche, ich werde mich rächen! .... Du kennst mich noch zu wenig, häßliches Ungethüm! Du wirst mich kennen lernen. Ich werde Dir Schande bringen, daß Du verzweifeln sollst. Ich werde mich trennen von Dir, aber den Namen Olmers wird mir Niemand rauben können. Und diesen Namen sollen ehrliche Leute mit Ab-

schen aussprechen, die Gassenjungen sollen mit Fingern auf Dich deuten und rufen: Seht, das ist der Olmers — und bei diesem Namen ausspucken. — Ja, ich liebe Edmund und werde ihn ewig lieben, und für eine Minute meines Lebens könnte ich dich jahrelangen Martern übergeben und lächelnd zusehen, wie man Dir mit glühenden Zangen das Fleisch vom häßlichen Leibe reißt!

Sie stand dann mit emporgeworfenem Haupte, das Haar hatte sich gelöst und rollte sich in Unordnung über Hals und Schultern hinab, ein rother Blutstreif zog sich über das weiße Nachtkleid, — sie glich einer Wahnsinnigen.

Olmers regte sich nicht, aber eine furchtbare Blässe bedeckte sein Gesicht.

Eine Pause entstand, es war still, aber diese Stille war bang und schrecklich.

Da ertönte ein leises: Ach! vor dem Fenster.

In demselben Augenblicke drang zu den Ohren Josephinens und des Obersten ein erstickter Schrei, der aus den Zimmern des ersten Stockwerkes, welche der kleine Advokat bewohnte, kam. Josephine achtete nicht darauf, sondern sprang, als sie jenes herzzerschütternde

Ach! vernahm, einer Löwin gleich, der man das Junge raubt, an's Fenster.

Verzeihe Gott uns Allen, flüsterte Edmund, den die Kraft verließ, lebe wohl, geliebte Josephine!

Er ließ los und stürzte in die Tiefe.

Josephine sank mit einem gellenden Schrei ohnmächtig zu Boden.

Der Oberst saß unbeweglich bleich und zitternd mit gesträubtem Haar auf dem Sopha.

Da ertönte ein zweiter Schrei, wie der eines Sterbenden, und abermals schien er aus des Advokaten Wohnung zu dringen. Hierauf folgte ein leises Stöhnen, dann war es wieder grabesstill.

Der Oberst erhob sich nach einer Weile mühsam und schritt über seine wie todt daliegende Gattin zum Fenster.

Er blickte hinab.

Unten lag mit zerschmettertem Haupte Edmund Wallner.

Ueber ihm gebückt stand der Unbekannte und der Strahl seiner Blendlaterne beleuchtete den Todten.

Als er sich überzeugt hatte, daß alles Leben gewichen sei, erhob er sich.

Ein Strahl der Lampe fiel ihm ins Gesicht. Die Pelzmütze hatte sich ein wenig verschoben. Man konnte ihn erkennen.

Es war — Blaumann.

Die Beiden da oben sind Zeugen, sagte er höhnisch lächelnd, daß ich ihn nicht gemordet habe, und es war meine Pflicht, einen betrogenen Ehemann zu warnen. Krummbein wird mit mir zufrieden sein, und viertausend Gulden ist eine nette runde Summe.

Er entfernte sich langsam aus dem Garten, verschloß die Thüre und ging in der Richtung gegen Mariahilf fort.

Baron Olmers blickte noch eine Weile zum Fenster hinab, dann wandte er sich mechanisch um und stieß mit dem Fuße an das schöne, unglückliche Weib, welches noch immer in tiefer Ohnmacht lag. Er hob sie mit kräftigen Armen auf und legte sie auf das Bett.

Stumm stand er an ihrer Seite und netzte mit kaltem Wasser von Zeit zu Zeit die Schläfe der Ohnmächtigen.

Endlich kam sie zu sich. Aber ihr erster Blick, ihre ersten Worte bohrten sich wie glühendes Eisen in das rauhe Herz ihres Gatten. Er schlug sich verzweifelnd mit der Faust vor die Stirn und sank stöhnend in einen Sessel.

Josephine war wahnsinnig geworden.

Ende des ersten Bandes.

Gans, Moriz

Der Hexe Töchterlein Roman in drei Bänden von Moriz Gans

Bd.: 1

Wien und Leipzig 1854